



Arge für Obdachlose

Kupfermuckn

Straßenzeitung von Randgruppen und sozial Benachteiligten

Ausgabe 123 | **JUNI 2011** | 1 Euro bleibt den VerkäuferInnen | Achten Sie auf den Verkäuferausweis

2 Euro



AKTION SAUBERES LINZ

Die Straßenzzeitung Kupfermuckn ist ein Angebot zur Selbsthilfe für Wohnungslose und für Menschen an oder unter der Armutsgrenze. Unsere Zeitung versteht sich als Sprachrohr für Randgruppen und deren Anliegen. Aktiv werden beim Zeitungsverkauf, beim Schreiben, Zeichnen oder Fotografieren bringt - neben Zuverdienst - das Gefühl, gemeinsam etwas geschafft zu haben. Von Wohnungslosigkeit Betroffene bilden mit Mitarbeitern/innen des Vereins »Arge für Obdachlose« in partnerschaftlichem Verhältnis die Redaktion dieser Zeitung.

Redaktion

Straßenzzeitung Kupfermuckn
Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel. 0732/770805-13
kupfermuckn@arge-obdachlose.at,
www.kupfermuckn.at

Projektleitung, Koordination, Layout, Fotos:
Heinz Zauner (hz), Chefredakteur
Daniela Warger (dw), Leitung Redaktion
Walter Hartl (wh), Layout, Technik

RedakteurInnen: Angela, Anton, Bertl, Christine,
Claudia, Edi, Erich E., Erich H., Fredl, Gabi, Georg,
Günter, Hans H., Hans R. Julia, Lilli, Manfred,
Margit, Michael, Roman, Sonja;
Freie MitarbeiterInnen: Gerald, Susanne;
Zivildienster: Vincent Gscheidlinger

Titelfoto: wh - Aktion F13 »Sauberes Linz«

Bankverbindung und Spendenkonto

Kupfermuckn, VKB Bank, BLZ 18600,
Kontonr. 10.635.100

Zeitungsausgabe in Linz, Wels und Steyr

Wohnungslose sowie Menschen die in Armut leben und ihren Lebensmittelpunkt in Oberösterreich haben, können sich Montags bis Freitags zwischen 8 und 12 Uhr bei den Ausgabestellen melden und erhalten einen Verkäuferausweis. 50 Prozent des Verkaufspreises verbleiben den VerkäuferInnen.

Arge für Obdachlose,
Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel. 0732/770805
Soziales Wohnservice Wels, E 37,
Eisenhowerstraße 37, 4600 Wels, Tel. 07242/64930
Verein Wohnen Steyr, B 29,
Hessenplatz 3, 4400 Steyr, Tel. 07252/50 211

Medieninhaber und Herausgeber

Vorstand des Vereines »Arge für Obdachlose«, Obmann Mag. Peter Zuber, Marienstraße 11, 4020 Linz, www.arge-obdachlose.at



International

Die Kupfermuckn ist Mitglied beim »International Network of Street Papers« INSP
www.street-papers.com

LESERBRIEFE UND REAKTIONEN

Kupfermuckn - Um eine Erkenntnis reicher

Wieder einmal, seit ich Single bin, schlendere ich, wie fast jeden Tag gegen Mittag, zum nahegelegenen SB-Restaurant, um mir ein kleines Menü - heute gibt es Rindsuppe mit Kaiserschöberl, Matrosenfleisch (hoffentlich nicht von untergegangenen Seeleuten) mit Butterspätzle und Blattsalat mit Joghurtdressing um 5,10 Euro. Ich könnte mir natürlich auch ein großes Menü um 5,90 Euro, zumal heute der 3. Mai und demnach der Monatsanfang ist, zulegen, aber dann würde ich, sollte ich selbiges öfter machen, nicht die vorgeschriebene Taillenweite von 1,05 m und den berühmten Faktor »25« (Körpergewicht geteilt durch das Quadrat der Körperlänge) einhalten können.

Im Windfang zwischen dem Parkdeck und dem Cafe im SB steht ein junger, schlanker (ausgemergelter), hochgewachsener Mann und bietet mir eine Zeitschrift mit dem Titel »Kupfermuckn« an. Ich winke dankend ab und stelle mich schön der Reihe nach um mein »Kleines« an. Ein Geständnis: Es gibt noch ein »Kleines«, nämlich eines von der Wieselburger Brauerei. Dieses Kleine konsumiere ich aber erst nach dem Essen im Cafe, in welchem ich das bekömmliche Nahrungsergänzungsmittel Zug für Zug dem Stoffwechsel zuführe. Übrigens, das Essen war ganz gut, nur die Kaiserschöberl müssen nach einem abgedankten Monarchen benannt worden sein, denn sie verdienen eher aufgrund der Größe den Namen »Freiherrschöberl«. Aber was soll's! Also ich zuzle mein Wieselburgerchen im Cafe auf der mir schon vertrauten Beobachtungssitzgelegenheit und mein Blick fällt auf den Windfang, wo noch immer nach etwa 42 1/2 Minuten der junge Mann seine Kupfermuckn zum Verkauf um zwei Euro anbietet. »Kupfermuckn«, was soll das heißen? Ich neige meinen Kopf schräg nach links, wo nach Dr. Gall angeblich die Intelligenz ihren Sitz hat und so könnte es sein, dass man darunter Kupfermünzen verstehen kann, die seinerzeit als kleinste Münzeinheit im Umlauf waren. Ich schlürfe meinen Verlängerten, der ab 1. Mai von 1,80 auf 1,90 teurer geworden ist und beobachte weiterhin den Zeitungsanpreiser im Windfang. Ab und zu hockt er sich nieder - es gibt dort keine Sitzgelegenheit - und nur etwa jeder Dreißigste kauft ihm ein Exemplar ab. Wie lange mag der schon dastehen und wie lange noch? Na ja, ich war ja heute auf der Bank und habe mir meine Apanage für den

Mai abgehoben, alles in Scheinen. Er hockt schon wieder, der arme Teufel. Mein soziales Gewissen lässt mich nicht zur Ruhe kommen und so kommt es, dass ich mir so eine Zeitung kaufe. Die Definition von wegen Kupfermünzen, dürfte nicht stimmen, denn das Blatt kostet zwei Euro und diese Münze ist nicht aus Kupfer, sondern wurde mittels einer Nickel-Messing-Prägung hergestellt. Das Wort »Kupfermuckn« soll, so vermute ich, vielmehr auf den Begriff Kleinigkeit, auf gut deutsch Peanuts, hinweisen. Aha! Nun, ich blättere in der Kupfermuckn, das im Titel darauf hinweist, dass dieses Journal als Straßenzzeitung für Randgruppen und sozial Benachteiligte auszulegen ist und bin erschüttert, welche Lebensumstände Menschen dazu gebracht haben, ihren Mittelpunkt auf Parkbänken und unter Brücken zu finden. Da gehen sie an ihm vorbei, mit vollbepackten Einkaufswagen, winken gar nicht ab, ignorieren ihn einfach, als wäre er gar nicht da, der Zeitungsmann. Und dann hockt er schon wieder, obwohl er noch jung ist, aber die Füße lassen halt schon aus. Obdachlose hat es schon immer gegeben und wird es leider auch immer geben, denn das Schicksal meint es mit vielen Menschen nicht gut.

Was war am Wochenende?

Da heiratet der Enkel einer, im Zeremoniell vergangener Jahrhunderte verharrenden reichen Königin, eine aus einer steinreichen Familie stammende Maid und die Welt hält den Atem an, ob solchem Prunk und Pomp. Die Medien füllen tagelang Seite um Seite in den, ansonsten seriösen Tagesblättern und das Fernsehen sendet bis zehn Stunden nichts anderes als die kostspielige Trauung bis zum Kuss auf dem Balkon.

Und heute im Radio?

Die kreuzbrave Schweiz hat beschlossen, die auf den helvetischen Banken gebunkerten 250 Mio Franken des ach so volksnahen Gadafi vorübergehend zu sperren.

Mein »Verlängerter« ist kalt geworden, ich lasse ihn stehen und drücke dem immer noch im Windfang stehend und hockend verharrenden Verkäufer noch einen Zweier in die Hand, ohne eine neuerliche Kupfermuckn zu nehmen, denn zwei Euro gehören ihm und er braucht nicht einen davon abzuliefern. Nächsten Monat kaufe ich mir wieder eine Kupfermuckn. *Franz Xaver Kugelblitz (Steyr)*



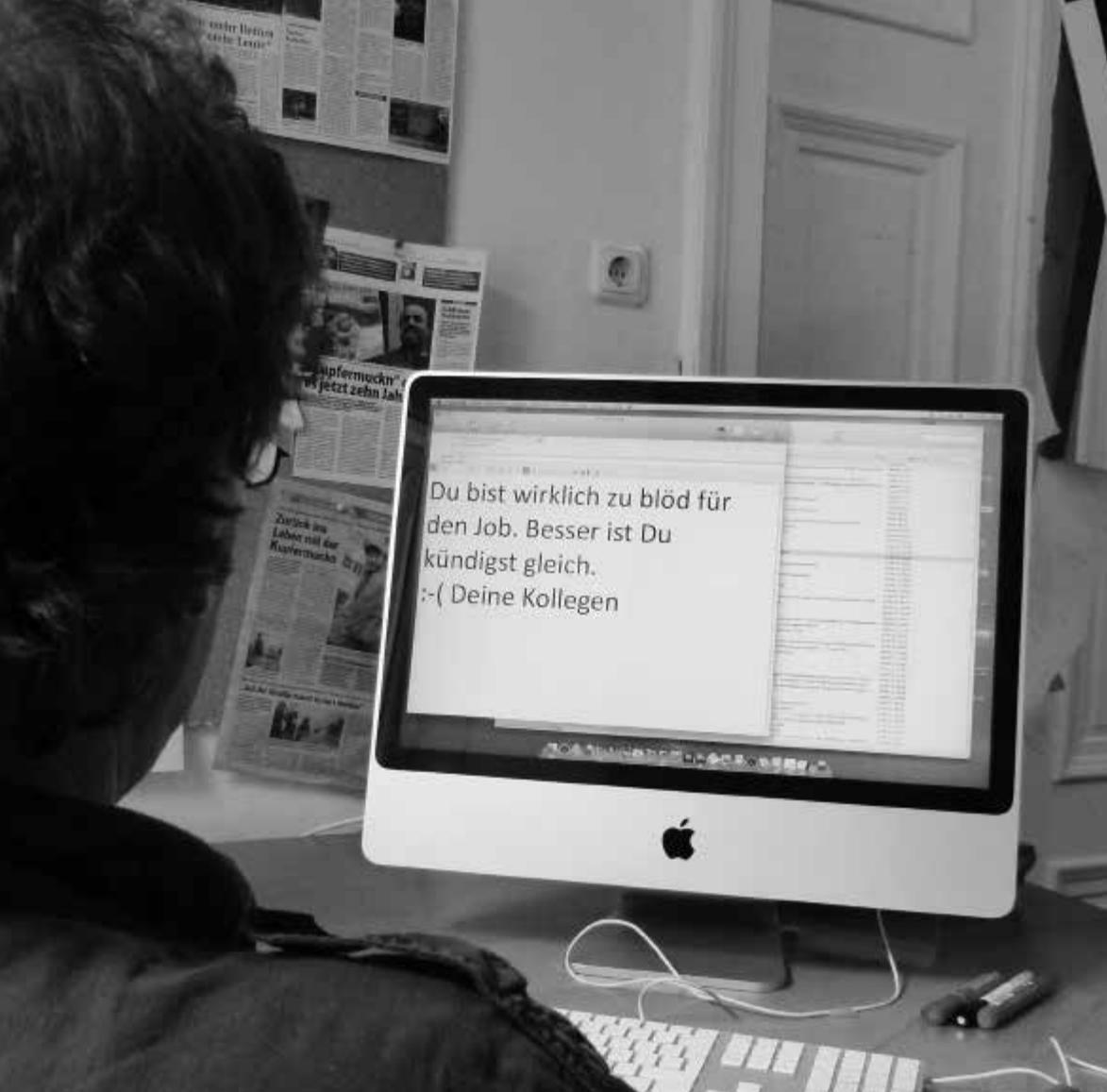
»Ich wurde gehänselt und gemobbt«

Wenn alltäglicher Psychoterror einem das Leben zur Hölle macht

Wie fühlt man sich als Deutscher in Österreich? Ehrlich gesagt scheiße! Es fing bereits an, als ich nach Österreich kam. Da ich den Dialekt nicht sprechen konnte, kamen schon blöde Sprüche von meinen Cousinen und Cousins, die mich hänselten und manchmal schlugen. Auch meine Schwester litt sehr darunter. Nach einem Monat kamen wir wieder in die Schule. Dort wurde alles noch schlimmer. »Lern Deutsch!« und »Geh ham, dreckata Piefke!« (»Geh nach Hause, du schmutziger Deutscher«) - solche Äusserungen machten mich fertig. Deshalb kam ich dann in die Integrationsklasse. Aber auch dort kamen sie auf mich zu, zerrissen meine Hefte und versteckten meine Bücher. Beim Sport brach ich mir sogar einmal den Arm als mir jemand ein Bein

stellte. Es war unerträglich. Meine Eltern mussten oft zu Gesprächen in die Schule, und ich musste wegen Sachen nachsitzen, die mir in die Schuhe geschoben wurden. Endlich bemerkte meine Tante, wie schlecht es mir ging und sprach mit dem Direktor. Daraufhin durfte ich eine Woche zu Hause bleiben und einen Therapeuten besuchen, was mir half, die Sache zu verkraften. Wieder in der Schule, änderte sich jedoch nichts bis zum Abschluss, den ich mit Ach und Krach schaffte. Ich bekam dann durch Zufall eine Lehrstelle in der Gastronomie. In der Arbeit mochten mich alle, sonst war es wie gehabt. Ich lebte dort in einer viel zu teuren 15m² Mietwohnung, als nach und nach die Leute auf mich aufmerksam wurden. Das Spiel begann von vorne. Hän-

seln, treten, mobben. Ich wusste nicht, was sie gegen mich hatten, traute mich kaum mehr unter die Leute. Einmal verwüsteten sie sogar meine Wohnung, was mir den Rest gab. Ich kündigte dem Vermieter, warf die Lehre hin und zog nach Linz. Hier wurde ich auf einmal akzeptiert und gewann Freunde. Ich bekam sogar wieder eine Lehrstelle. Jetzt bin ich in Wels, arbeits- und obdachlos, ohne gültigen Lichtbildausweis. Als deutscher Staatsbürger bekomme ich nicht einmal einen Personalausweis. Für einen Reisepass bräuchte ich einen Meldezettel und circa 120 Euro. Es ist ein Teufelskreis in dem ich jetzt festsitze. Das Obdachlosenheim E37 versucht mir zu helfen. Eine Frage bleibt offen: Was habt ihr bloß alle gegen uns Deutsche? *Benjamin*



»Ich wurde aber zu einem Problem für meinen Vorgesetzten.«

Ich habe von 1999 bis 2001 bei der Bezirkshauptmannschaft Linz-Land in der Verkehrsabteilung gearbeitet. Zu meinem Aufgabengebiet gehörte die Bearbeitung von Unfällen aller Art, mit Sach- und Personenschäden. Ich hatte wöchentlich bis zu fünfzig Anfragen von Versicherungen, Rechtsanwälten, Gerichten und Beteiligten. Auch Anfragen von ausländischen Versicherungen speziell zur Urlaubszeit hatte ich zu bearbeiten. Verbunden mit den vielen Anfragen wollte ich mir die Arbeit erleichtern und habe ein einfaches Formular mit den wichtigsten Daten entworfen und an meine Kunden zur einfacheren und schnelleren Abwicklung übermittelt, sodass ein Großteil der Anfragen per E-Mail erledigt werden konnte. Auch die damit notwendigen Telefonate einmal in der Woche mit allen Polizeidienststellen des Bezirks wurden nicht mehr so viele geführt, wie mein Vorgänger es handhabte. Dadurch wurde ich aber zu einem Problem für meinen Vorgesetzten. Er konnte und wollte einfach nicht begreifen, dass durch meine Methode Vieles schneller erledigt werden kann. Auch hatte er ein massives Problem

mit dem Alkohol. Der Urlaub in den Ferienzeiten musste nach seinem Kopf geplant werden. Soll heißen, er ging in den Urlaub wann er wollte, und wenn man fast zur gleichen Zeit wie er gehen wollte, gab es schon Ärger. Dies ging so weit, dass ich mich mehrmals lautstark bei unserem obersten Chef beschwerte, was aber nur noch mehr Ärger einbrachte. So wurde zum Beispiel mein Schriftverkehr in meiner Abwesenheit und ohne mein Wissen von Lehrlingen bearbeitet und Gebühren nicht verrechnet. Die Schuld dafür gab der Chef mir, obwohl ich nachweislich nicht im Dienst war. So kam es, dass ich jeden Tag in der Früh total frustriert zur Arbeit ging und mein Chef und ich nur noch per Mail miteinander sprachen. Ich hatte damals auch einen Nebenjob. Dies wusste mein Chef. Er hatte anfangs auch kein Problem damit. Diese fast täglichen Streitereien habe ich mir fast drei Jahre gefallen lassen, bis es reichte. Doch als es zu diversen Meinungsverschiedenheiten kam, bekam ich ohne Vorwarnung einen Brief von der Personalabteilung. Sollte ich einen Antrag stellen, nur halbtags zu arbeiten, würde der Antrag abgelehnt werden. Ich habe zehn oder mehr Anträge auf Versetzung in eine andere Abteilung gestellt, die jedoch alle abgelehnt wurden. Mein Chef verbrachte mehr Zeit mit Al-

kohol als mit der Arbeit, sodass es immer wieder zu Streit kam. Bis zu dem Tag, als ich ihm sagte, er sei ein nichtsnutziger Säufer und es wäre besser, er mache eine Entziehungskur, knallte ich ihm meine schriftliche Kündigung auf dem Tisch. Dann nahm ich mir bis zum Ende meiner Dienstzeit Urlaub und ließ alle Versicherungen, Behörden und Polizeidienststellen davon in Kenntnis setzen, dass ich ab sofort nicht mehr zuständig bin, sondern mein Chef, was dieser allerdings nicht wusste. Bei meiner Abschiedsfeier wollte er sogar noch mitfeiern. Ich sagte ihm daraufhin, er soll gehen, wenn er sich ein Bier oder etwas zum Essen nehme, solle er bezahlen oder ich würde ihm die Finger brechen. Ich habe ihn nach Jahren wieder einmal zufällig gesehen. Er frage mich, wie es mir gehe, worauf ich erwiderte: »Jetzt, da du versoffenes dummes Nichts nicht mehr mein Chef bist, besser als je zuvor.« Walter

»Du gehörst mal ordentlich poliert«, haben sie spöttisch gelacht.

»Do kummt er jo, de blade Sau«, diesen Spruch musste ich mir während meiner Schulzeit und in den Heimen, in denen ich als Kind und Jugendlicher untergebracht war, ständig anhören. Ich hatte Angst und schwänzte deshalb oft tagelang die Schule. Andere machten mir das Leben zur Hölle. Unzählige Male riss ich deshalb aus den Heimen St. Isidor, Gleink bei Steyr und Wegscheid in Linz aus. Dieses andauernde Hänkeln war unerträglich. Als ich noch ein schwächlicher Bub war, konnte ich mich nicht wehren. Aber auch später, nach der Pubertät, musste ich einiges einstecken. Mit 17 beispielsweise haben mich ein paar Gruppenmitglieder grauenvoll gefoltert. Zuerst haben sie mich umzingelt und ausgelacht. Dann hielten sie mich an Armen und Beinen fest und rasierten mir mit einer Haarmaschine und einem spitzen Messer die Haare. Danach schmierten sie meinen kahlen Kopf mit einer Speckschwarte ein. »Du gehörst mal ordentlich poliert«, haben sie draufhin spöttisch gelacht. Mir wird heute noch übel, wenn ich daran zurück denke. Öfters kam es vor, dass mir die Mitbewohner mit scharfen Gewürzen und Essig mein Essen versaut haben und ich mit knurrendem Magen ins Bett gehen musste, weil es keine zweite Portion gab. Ich musste vieles einstecken. Erst Jahre später, als mein Körper etwas kräftiger wurde, habe ich mich gewehrt und zurück geschlagen, nicht nur mit meinen Fäusten. Zur Notwehr habe ich auch zu Mistschaufel, Besen und was halt sonst in der Nähe stand gegriffen. Innerlich war ich oft kurz vor dem Zerplatzen. Total aufgeladen.

Dieser Druck musste raus. Es war furchtbar. Nachts lag ich meistens wach im Bett, habe gezittert vor lauter Angst vor dem nächsten Tag und leise in den Kopfpolster geweint. Unterstützung gab es weder von den Lehrern noch von den Betreuern. Ich habe gelernt, alleine zurecht zu kommen. Dieses jahrelange Mobbing hat mich ordentlich fertig gemacht. Noch heute habe ich Probleme in Gruppen. Immer wieder werde ich von Gruppen ausgestoßen oder ignoriert. Wann immer es geht, meide ich Menschenansammlungen. *Roman*

»Die Mieterin unter mir wurde von Frau K. angestiftet, mich bei der GWG anzuschwärzen.«

Am Anfang gab es noch keine Probleme mit der Hausbesorgerin. Sie war sehr freundlich und betonte, dass sie sich zu allen Mietern gleich verhalten würde. Plötzlich fing sie an, ihre Macht auszuüben, indem sie sich mit Mietern anfreundete, die dann alles machen durften, ohne bei der GWG gemeldet zu werden. Was mir auch der Verwalter mit den Worten: »Mit der Hausbesorgerin muss man sich gut stellen«, bestätigte. So ging sie gegen mich vor, weil ich mich nicht unterworfen habe: Die damalige Mieterin unter mir wurde von Frau K. angestiftet, mich bei der GWG anzuschwärzen. Wegen angeblicher Hundehaare und Schmutz auf ihrem Fensterbrett, damit ich meinen kleinen zuckerkranken Hund abgeben muss, obwohl sie selbst einen Hund hatte, diesen aber schlecht hielt. Durch die Unterschriften von der Hälfte der Mieter (56 Mieter bis 28 Unterschriften), die sich nicht auf ihre Intrigen einließen, durfte ich den Hund behalten. Als ich meinen kranken Hund einschläfern lassen musste, machte ich als Ausgleich mit meiner Enkelin längere Spaziergänge. Bei unserer Rückkehr roch ich mehrmals Zigarettenrauch, obwohl ich und meine Enkelin nicht

rauchten. Ich war arglos und hatte die Wohnungstüre nie versperrt. Ein rauschgiftsüchtiger Mieter, der zwei Türen weiter wohnte, vermisste eines Nachts seine Katze. Er wurde von Frau K. so stark aufgehetzt, dass ich angeblich seine Katze hätte, worauf er mir um drei Uhr Früh fast die Türe eingetreten hat. Worauf ich natürlich die Polizei rief, die aber die Katze auch nicht in meiner Wohnung fand. Dann wartete sie vor der Haustüre auf mich und begann, wegen Kleinigkeiten, laut mit mir zu schreien. Zum Beispiel wegen ein, zwei Solidaritätszeitungen, die drei Tage am Postkasten lagen, weil meine Enkelin vergessen hatte, sie zum Altpapiercontainer zu tragen. Wenn ich mein Fahrrad vor dem Haus abstellte, wurde mir der Fahrradkorb ständig mit Müll angefüllt. Sie unternahm alles, um mich aus der Wohnung zu treiben. Mehrmals musste ich die Polizei zu Hilfe rufen, was aber nicht wirklich geholfen hat. Einmal hatte sie den Gehsteig vor dem Haus nur zur Hälfte geräumt, die andere Hälfte war total vereist. Ein Mieter kam mir mit seinem aggressiven Hund entgegen und da ich mich und meinen damals noch lebenden, kleinen Hund schützen wollte, nahm ich ihn hoch und rutschte dabei am Glatteis aus, wobei ich mich verletzte. Obwohl ich ihn deswegen hätte anzeigen können, tat ich es nicht. Einmal stand sie mit einem Nachbarn vor dem Haus und als ich vorbeiging, sprühte er mir mit einem Spray mitten ins Gesicht. Hätte ich mich nicht so schnell zur Seite gedreht, hätte er mir die Augen verätzt. Dann sekkierte sie mich wieder beim Aufzug, indem sie die Türe blockierte und ich zu Fuß in den vierten Stock gehen musste. Da stand sie dann lachend da und fotografierte mich sogar, wenn ich die Treppe hochkam. Als ich mir wieder einen Hund vom Tierheim nehmen wollte, achtete ich darauf, dass sie mich beim Unterschriften sammeln nicht sehen konnte, da ich Angst hatte, dass sie die Mieter wieder gegen mich aufhetzen würde. Aber sie erfuhr es trotzdem. Nach Abgabe der

Unterschriftenliste bekam ich von der GWG ein Antwortschreiben indem stand, ich hätte einen Mieter zur Unterschrift benötigt. Sie log und unterstellte mir einfach alles, nur damit mir die Wohnung gekündigt wird, was sie dann auch schaffte. Es war Terror pur mit dieser Hausbesorgerin und ich bin froh, nicht mehr in diesem Haus wohnen zu müssen. Seit fünf Jahren wohne ich jetzt in einem Haus, wo es keine Hausbesorgerin mehr gibt. Wir haben nur eine Reinigungskraft, die das Stiegenhaus immer sauber hält und sehr freundlich und hilfsbereit ist. Mit den anderen Mietern verstehe ich mich gut, und da es in diesem Haus keine Frau K. mehr gibt, die andere Mieter gegen mich aufhetzt, kann ich endlich in Ruhe und Frieden leben. *Elfriede*

»Die Dame hat ihre Schutzbefohlenen wie minderwertige Wesen behandelt und regelmäßig gedemütigt.«

Ich konnte im Vorjahr selbst erfahren, wie eine langjährige Mitarbeiterin einer Firma ihre Stellung ausnutzte und ihre »Untergebenen« psychisch misshandelte. Ich fand leider erst nach Beendigung des Dienstverhältnisses den Mut, mich an ihren Vorgesetzten zu wenden in der Hoffnung, dass für meine Kollegen die Zukunft etwas leichter wird. Der nachfolgende Brief beschreibt die Umstände ziemlich exakt: »Ich durfte kurze Zeit bei Ihnen im Zuge eines Schulungsprogrammes als Servicemitarbeiterin arbeiten und finde das Projekt wirklich gut. Nach einer längeren Phase der Arbeitslosigkeit erleichtert es sicher den Einstieg ins Berufsleben. Aber leider gibt es an diesem Ort eine Frau Pumuckl (der Name wurde geändert), die keinen Respekt vor ihren Mitmenschen hat. Ich möchte Ihnen kurz die Erfahrungen von meinem ersten Arbeitstag schildern. Da es im Service Mittags nichts für mich



© by philipp pammeringer

ERFOLG



zu tun gab, fragte ich, ob ich bei der Essensausgabe helfen kann. Ich habe diese Arbeit unterschätzt, denn nach dem circa zwanzigsten Teller gelang es mir aus mangelnder Kraft nicht mehr, die Teller ganz gerade zu halten. Das war Anlass für Frau P., mich wie ein kleines Kind zu belehren. Als es wieder passierte, wurde sie laut und fragte mich, ob ich zu »blöd« für diese Aufgabe sei (ich möchte erwähnen, dass das Essen trotzdem ordentlich am Teller blieb). Am Nachmittag kontrollierte sie dann den Restaurantbereich und nachdem nicht alles nach ihren Vorstellungen war, beschuldigte sie mich, nicht ordentlich sauber gemacht zu haben. Auf meine Beteuerungen, dass ich in diesem Bereich gar nicht tätig war, weil ich geputzt habe, wurde ich als Lügnerin hingestellt. So ging es jeden Tag nicht nur mir, sondern auch abwechselnd meinen KollegInnen. Jeden Tag nahm ich mir vor, sie beim nächsten Mal zur Rede zu stellen. Doch ehrlich gesagt hatte ich dann keinen Mut. Frau P. schaffte es, meine schlimmsten Kindheitserinnerungen zu wecken und mich mit meinen 52 Jahren wieder in einen Zustand der emotionalen Hilflosigkeit zu versetzen. Ich könnte die Beispiele ihres Tuns trotz der wenigen Tage in

dieser Firma endlos fortsetzen. Doch dafür ist auch meine Zeit zu begrenzt. Ich weiß nicht, was diese Dame dazu veranlasst, ihre Schutzbefohlenen wie minderwertige

Wesen zu behandeln und regelmäßig zu demütigen, aber irgendwer muss dem Einhalt gebieten. Es ist sicher, dass Frau P. ihre Arbeit in der Küche, im Catering und Service versteht, doch sie ist nicht in der Lage, Anderen auf diese Art etwas beizubringen. Das beweist die Tatsache, dass sich jeder Mitarbeiter auf die Tage freut, an denen sie nicht da ist. In dieser Zeit klappt der Ablauf in der Küche und im Service immer reibungslos und das Arbeiten macht sogar Freude (wie es auch sein soll um die Menschen zu motivieren, wieder einer Beschäftigung nachzugehen). Wann immer ein Mitarbeiter oder Bekannter zur Beobachtung vorbei kommt den Frau P. nicht kennt, ändert sie ihre Art um 180 Grad.

Ich bezwecke mit diesem Artikel nicht, dass sich Frau P. bei den Menschen einreihen muss, die sie anscheinend so verachtet – den Arbeitslosen. Ich hoffe nur, für alle derzeitigen und zukünftigen Mitarbeiter, dass sie in Zukunft mit dem Respekt behandelt werden den man jedem Wesen und Allem entgegenbringen soll. Man sollte nicht vergessen, dass viele Menschen schon lange und meist unverschuldet in einer Notsituation sind und es ihnen durch den Kampf ums Überleben schon nicht besonders gut geht. In dieser Situation braucht man Hilfe, um wieder auf die Beine zu kommen und auf keinen Fall eine Person, von der man regelmäßig verbal geprügelt wird. Sollten Sie, liebe Leserin/ lieber Leser jemanden kennen, dem es ähnlich geht, melden Sie es bitte sofort einer Person, die etwas ändern kann. Wenn wir uns nicht wehren, machen solche Menschen immer weiter! *Angela*

»Sie wurde in eine andere Gruppe versetzt, für mich aber begann die Hölle.«

Als Heimkind habe ich Mobbing erfahren. Wir hatten eine Betreuerin, die mich nicht mochte. Jedes Mal, wenn irgend jemand etwas angestellt hat, habe ich dafür die Schläge bekommen. Wir schliefen alle zusammen in einem großen Schlafsaal. Ich erinnere mich heute noch mit Schaudern an die damalige Zeit: Das Licht brannte immer die ganze Nacht. Für mich war das Horror, denn ich konnte deshalb kaum einschlafen. Und so stand ich eines Nachts auf und drehte es ab. Plötzlich sah ich einen Schatten, und die Be-

treuerin, die meine Aktion beobachtete, stand hinter mir. Sie gab mir einen Tritt in den Hintern und sagte, ich solle mich ins Bett schleichen. Ich war mit den Nerven am Ende und traute mich nichts mehr zu sagen. Es ging so weit, dass ich bei Ausflügen nicht mehr mit durfte. Ich musste mich jedes Wochenende, wenn sie Dienst hatte, in den Schlafsaal zurückziehen und lernen. Die anderen Mädchen wussten auch nicht, was sie machen sollen. Sie wollten mir helfen, konnten aber nicht. Eines Abends berieten wir im Schlafsaal, wie wir vorgehen könnten. Da kam ich auf die Idee, eine Unterschriftenliste gegen die Person zu sammeln. Alle unterschrieben. Dann ging ich damit zum Direktor. »Ich werde schauen, was ich tun kann«, sagt er. Sie wurde in eine andere Gruppe versetzt, und für mich begann damit erst recht die Hölle. Wenn sie Nachtdienst hatte, holte sie mich aus dem Bett und ich musste irgendwelche blöden Sachen machen. Ihr war es egal, ob ich am nächsten Tag in die Schule musste. Eine aufmerksame Lehrerin merkte, dass etwas mit mir nicht stimmt und fragte mich eines Tages, was denn los sei. Ich erzählte ihr alles. Sie ging mit mir zum Direktor und ich sagte ihm was alles vorgefallen war. Er entließ die Erzieherin, und ich hatte endlich meinen Frieden. *Claudia*

»Es gab nichts zu tun und zudem wurde ich für blöd verkauft.«

Ich habe in meinem Leben schon viele schlechte Erfahrungen gemacht. Angefangen habe ich auf einer Baustelle als Hilfsarbeiter. Dort wurden mir oft sinnlose, demütigende Dinge aufgetragen wie zum Beispiel einen Böschungshobel, das ist ein Gerät zum Abschrägen von Geländen, in der Trafik abzuholen, was natürlich ein Reinform war. Auch wurde ich oft um gar nicht benötigte Werkzeuge geschickt, nur um sie dann wieder zurück zu tragen. Einmal wurde ich auch einen ganzen Tag zu einer Baustelle geschickt an der dann außer mir niemand sonst war. Es gab nichts zu tun, und zudem wurde ich für blöd verkauft. Eine andere Station führte mich zu einem Sägewerk. Dort wurde ich des Öfteren in verschiedene Wälder geschickt, um Holz zum Weiterverarbeiten zu schneiden. Ein paar Mal wurde ich aus Jux auch in fremde Besitzungen geschickt. Ich wanderte dann mit einigem an Werkzeug und Ausrüstung ein, zwei Kilometer zu meinem Bestimmungsort, nur um dort vom wütenden Besitzer wieder verjagt zu werden. Lustig ist das auf die Dauer nicht. Ich hatte oft schlaflose Nächte und Schweißausbrüche. *Erich H.*

Mobbing - mit Absicht bloßstellen und erniedrigen

Interview mit ÖVS-Supervisorin Helga Prähauser-Bartl und Hannes Eichberger

»Mobbing ist eine systematische Ausgrenzung bei der man immer wieder beleidigt oder bloßgestellt wird und so in eine Außenseiterrolle gedrängt wird«, berichtet Helga Prähauser-Bartl von der Österreichischen Vereinigung für Supervision und Coaching. »Häufig kommt das im Berufsleben vor, aber auch an Schulen, in Vereinen und in anderen Gruppen. Eine neue Form des Mobbing gibt es auch im Internet - das »Cybermobbing«.

Nach Erhebungen der Statistik Austria geben 2,2 Prozent der erwerbstätigen Männer und 2,5 Prozent der Frauen an, Belästigungen oder Mobbing am Arbeitsplatz ausgesetzt zu sein. Im ersten Quartal des Jahres 2009 waren das in Österreich 82.000 Personen. »An jedem Arbeitsplatz, aber auch in Schulen, Vereinen oder in anderen Gruppen kommt es zu Streitereien. Nicht immer ist es leicht zwischen gezieltem, destruktiven Mobbing und alltäglichen Konflikten zu unterscheiden. Während Konflikte jedoch ein wichtiger und notwendiger Bestandteil des täglichen Lebens sind, zieht Mobbing gravierende seelische und körperliche Folgen nach sich«, berichtet Frau Prähauser-Bartl. Gemobbt wird man dann, wenn:

- Angriffe, Beleidigungen oder Kränkungen gezielt und systematisch stattfinden
- Angriffe wiederholt, regelmäßig und langfristig über mehrere Monate auftreten
- und es ein Machtungleichgewicht gibt, etwa Vorgesetzter gegen Mobbingopfer, oder man von einer Gruppe gemobbt wird.

Ergebnis ist, dass man sich isoliert fühlt und in eine Außenseiterposition gedrängt wird. Doch wie sieht das konkret aus? »Das kann sich darin äußern, dass man zu viel oder zu wenig Arbeitsaufträge erhält, oder Arbeiten erledigen muss, die nicht der Qualifikation entsprechen. Die Absicht ist es jemanden bloß zu stellen oder aus seiner Position zu vertreiben«, betont Prähauser-Bartl.

Welche Personen sind besonders betroffen, gibt es sogenannte Opferpersönlichkeiten? »Generell werden Menschen mit Beeinträchtigungen und Angehörige von Randgruppen

fünf Mal häufiger gemobbt. Eher betroffen sind auch Menschen, in deren Charakter es liegt, Dinge auf sich zu beziehen, persönlich zu nehmen - wie etwa kritische Äußerungen von Kollegen oder Vorgesetzten. Mobbing erzeugt immer ein Gefühl von Hilflosigkeit und Ohnmacht, das zu psychosomatischen Leiden führen kann. Kopfweh, Konzentrations-, Verdauungs- und Schlafprobleme, erhöhter Blutdruck, Panikattacken und Depressionen, bis hin zum Selbstmord zählen zu den Folgen von Mobbing. Bei den Tätern geht es hingegen um ein Machtgefühl. Man hat nur diese Art von Konfliktmöglichkeit gelernt, einfach jemanden schlecht hinzustellen. Das hat mit der inhaltlichen Ursache des Konfliktes meist gar nichts zu tun«, meint Prähauser Bartl.

Hilfe gibt es bei Mobbing Hotline

Wie kann man sich gegen Mobbing zur Wehr setzen? »Erfolgt Mobbing in der Arbeit, so kann man sich über das Arbeitsgericht zur Wehr setzen. Bei der Arbeiterkammer gibt es eine Hotline (Tel. 050/6906-5480, Mittwoch von 17 bis 20 Uhr) und auch über die Homepage Informationen, wie man sich gegen Mobbing zur Wehr setzen kann. Wichtig ist es, ein Mobbingtagebuch zu führen. Ein Formular dazu findet man auf der AK-Homepage. Man soll alles schriftlich festhalten: Wann gab es einen Vorfall, wer hat mich gemobbt, wie habe ich das empfunden und welche Folgen hatte das für mich. In Firmen ist es natürlich schwierig sich zu wehren, wenn man von einem Vorgesetzten gemobbt wird, das nennt man »bossing«. Umgekehrt können auch Vorgesetzte durch eine Gruppe von Beschäftigten gemobbt werden (»staffing«). Generell ist dies immer ein langer Prozess, bei dem ein Opfer irgendwann die Entscheidung treffen muss, in die Öffentlichkeit zu gehen. Zuerst kann man Hilfe beim Arbeitgeber oder beim Betriebsrat suchen. Gibt es keine Unterstützung oder Lösung, dann kann Anzeige beim Arbeitsgericht erstattet werden und das hat dann schon Folgen. Der Arbeitgeber muss etwas unternehmen und etwa einen Täter abmahnen. Wenn man aber diese Öffentlichkeit sucht, ist meist die Entscheidung schon gefallen, nicht mehr in diesem Betrieb zu arbeiten. Strafrechtlich ist Mobbing aber kein Tatbestand.



Hilfe im privaten Bereich findet man auch beim »Mobbing-Telefon« der Betriebsseelsorge OÖ (Tel. 0732/7610-3610)« In größeren Betrieben gibt es bereits Mobbingbeauftragte, an die man sich wenden kann. Regelmäßige Supervision kann vorbeugend wirken. Es werden auch Schulungen zum Thema Konfliktregelung angeboten. Ein wirkungsvolles Instrument in Schulen ist das Unterrichtsfach »Soziales Lernen« (Rollenspiele, Diskussionen, erlebnispädagogische Aufgaben, ...) um Mobbing entgegen zu wirken«, berichtet Prähauser-Bartl. (hz)



Angehörige von Randgruppen werden fünf Mal häufiger gemobbt.



Aktion »Sauberes Linz« - Freitag der 13. Mai

Acht als Polizisten verkleidete KupfermucknverkäuferInnen überprüften am Freitag den 13. Mai beim Eingang zum Linzer Volksgarten, inwieweit die PassantInnen den Vorstellungen anständiger ParkbesucherInnen entsprechen. Wie sieht die Haartracht aus? Wie die Kleidung? Riecht man womöglich gar eine Fahne? Schaut man auch wirklich so aus, wie man sich eine/n Linzer/in vorstellt? Die Linzer BürgerInnen wurden, wie ihre Autos auch, überprüft und erhielten das Pickerl »Saubere Linzer« oder »Saubere Linzerin«. Mit dieser Aktion will die Kupfermuckn darauf hinweisen, dass alle Menschen ein Recht darauf haben, sich überall in der Stadt unbehelligt aufzuhalten.

Die Linzer BürgerInnen zeigten sich teils erstaunt oder gar belustigt. Der eine oder andere biedere Bürger bekam gar Angst, ob die Prüfung denn zu schaffen sei. »Wenn ich das gewusst hätte, wäre ich noch zum Frisör gegangen«, meinte eine Frau. Eher ruhig wurde die Prüfung von Linzer Obdachlosen und Punks aufgenommen. Die sind es schon gewohnt, angehalten und überprüft zu werden. Doch, wozu braucht man eigentlich ein eigenes Pickerl »Saubere Linzer« oder »Saubere Linze-

rin«? Dieses Pickerl stellt eine von der Straßenzeitung Kupfermuckn erteilte Berechtigung dar, sich überall in Linz unbehelligt im öffentlichen Raum aufhalten zu dürfen.

»Saubere Linzer« und »Saubere Linzerinnen« haben das Recht:

- In Einkaufszentren so lange zu verweilen wie sie Lust haben und werden von Securitykräften höchstens freundlich begrüßt
- In allen Gaststätten und Biergärten zuvorkommend bedient zu werden.
- Niemand wird sie am Bahnhof fragen, ob sie eine Bahnfahrkarte haben, wenn sie sich mit FreundInnen zu einem gemütlichen Plausch treffen.
- Wenn sie es sich auf einer Parkbank gemütlich machen und Speis und Trank auspacken, wünschen die Wachorgane der Stadtwache nur freundlich einen guten Appetit.
- Es werden keine »Hausverbote« erteilt, auch wenn man ein lästiger Klient ist.
- In allen Ämtern wird man zuvorkommend behandelt.

Eigentlich sollte es ja selbstverständlich sein, dass alle BürgerInnen die gleichen Rechte ha-

ben. Der Ruf nach einer sauberen Stadt bezieht sich nicht nur auf die Verschmutzung von Parks oder Gehsteigen. Es sind oft auch Menschen gemeint, die anscheinend wegen ihrer Erscheinung das Stadtbild stören. Hierbei stellt sich die Frage: Beeinträchtigen etwa Bettelnde tatsächlich die Lebensqualität der BürgerInnen, und ist es wirklich so schlimm, wenn jemand auf einer Parkbank sitzend gemütlich ein Bier trinkt?

Ein anderer Aspekt ist die Frage nach einer Definition des Begriffes »öffentlicher Raum«. Es geht dabei nicht nur um Flächen, die der Stadt gehören. Große Einkaufspassagen entstehen in und vor den Toren der Stadt, in denen sich Menschen nicht nur zum Einkaufen aufhalten, sondern die sie auch als Freizeiteinrichtungen nutzen. Auch Gaststätten, Kinocenter und Kultureinrichtungen sollen allen offen stehen.

Die Kupfermuckn hat am Freitag den 13. eine eigene Stadtwache aufgestellt, die den LinzerInnen ihre Stadt zurückgeben will. Denn alle bestanden den Test und sind in der Stadt als »Saubere Linzer« herzlich willkommen. Auch in Wien gab es an diesem Tag wieder zahlreiche F13 Aktionen. (hz)



Sauberer Linzer

Kupfermuckn
Aktion F13

»Schert's eich weg, es Gsindl es!«

Diese Typen werden auch mal handgreiflich und üben auf diese Weise Macht über andere aus

Es ist schon an die drei Jahre aus, als ich bei strömendem Regen beim Taubenmarkt war und mit der Straßenbahn weiter fahren wollte. Da ich noch etwas Zeit hatte, erlaubte ich mir, ein Leberkäsesemmel von nebenan zu essen. Der Eingang zur Arkade gleich neben der Haltestelle war genau das Richtige, um auf die Bahn zu warten. Nach dem ersten genussvollen Bissen stand plötzlich wie aus dem Nichts ein Security-Typ von der Arkade bei mir. Hoch erhobenen Hauptes, seine schöne Uniform prall gefüllt mit seinen auftrainierten Muskeln, gab er mir mehr mit Deuten als durch Worte, die ich seiner ja nicht würdig war, zu verstehen, dass ich mich zu verziehen habe. Okay, ich hatte ja eine Verabredung und war mir auch keineswegs sicher, was die rechtliche Seite der Situation betraf. Würde er mich mit Gewalt in den Regen hinaus befördern, hätte ich mit meinen kaputten Knien, ohne krassere Möglichkeiten zu ergreifen keine Chance und könnte auch seitens der PassantInnen nicht auf Hilfe rechnen. Auch würde mir mit großer Wahrscheinlichkeit niemand

einen Zeugen abgeben. »Schert's euch weg, es Gsindel es«, ist ja noch die harmlosere Variante. Ich habe es ja schon erlebt, dass diese Typen handgreiflich werden. Ich weiß bis jetzt noch nicht, ob sie das Recht dazu haben, auf diese Weise Macht über andere auszuüben. Auch ist mir nicht klar, ob ich mich innerhalb dieses Bogens, welcher auch Eingang zur Arkade ist, auf öffentlichem Raum befand oder auf Privatgrund. Also das Recht, mich körperlich zu berühren, hätte er glaube ich nicht, aber rief er die Polizei, hätte es mir womöglich zu lange gedauert und ich bekomme diese Art von Zeitvertreib nicht bezahlt.

Es war ja sicherlich mein Vollbart, etwas längere Haare, ein Rucksack und auch die Kleidung, die ihn veranlasst haben, so gegen mich vorzugehen. Mit Anzug und Krawatte hätte er mir wahrscheinlich zugeschaut wie ich ein halbes Hendl esse und mich gefragt, ob ich bei diesem Wetter nicht nachher auf einen Kaffee oder ein Bier in die Arkade schauen möchte. Wenn unsereins über einen, am Boden Liegenden gebeugt gesehen wird, nehmen sie an, man hat in niedergeschlagen und raubt ihn jetzt aus. Befindet man sich in derselben Situation in der gleichen Stellung mit gut situierter Kleidung, nehmen sich sicherlich an, man

wolle helfen. Aus demselben Grund hätte ich auch der Polizei gegenüber mit meiner Aussage gegen den Security-Typen keine Chance gehabt. Dass ich mit meiner sicherlich eher auffälligen Erscheinung vorhabe, mich als Dieb zu betätigen, wird er mir ja hoffentlich nicht zugemutet haben. Er wird ja auch Diebe durch seine auffällige Erscheinung nicht dazu bewegen, in seiner Nähe etwas zu stehlen. Auf Diebe in so einer Shoppingmeile werden Hausdetektive oder Beamte in Zivil angesetzt. Er muss also den Weg freihalten für jene, die Geld haben und denen es dann legal aus der Tasche gezogen wird. Diese Klientel soll nicht mit der Schattenseite des Lebens auf dem Weg zum Geldausgeben konfrontiert werden. Das könnte ihnen die Freude am Shoppen und Konsumieren nehmen. Demnach hat er die Einkaufstempel und Shoppingmeilen von nicht ins Bild passenden Subjekten zu reinigen. Was mich betraf: Ich steckte meine angebissene Leberkäsesemmel ein und ging ohne Worte Richtung Straßenbahn. Wobei meine Worte wahrscheinlich ohnehin schwer zu verstehen gewesen wären, weil mir bei dem Gedanken an mein Leberkäsesemmel das Wasser im Mund zusammenlief und mich der Regen von oben auch nicht gerade gesprächig stimmte. *Manfred*



Keine Vertreibung von Randgruppen

Nur weil sie sich wie ganz normale Liebespaare verhielten, wurden sie aus dem Lokal verwiesen

Die verschiedensten Menschen wurden schon aus den verschiedensten Gründen aus Bereichen des öffentlichen Raumes vertrieben. Sei es weil ihr Erscheinungsbild nicht mit den gängigen Maßstäben konform war, sei es, weil sie mehr oder weniger illuminiert waren, sei es wie es sei. In den seltensten Fällen ist es vielleicht auch noch verständlich, doch in den meisten Fällen unverständlich, warum man Menschen aus öffentlich zugänglichen Lokalitäten vertreibt. Ein Fall trug sich schon vor ein paar Jahren zu, doch hatte ich das Glück, mittels einer Kollegin in Wien Kontakt zu einer der beiden Protagonistinnen zu bekommen. Der folgende Fall ist also authentisch, ihr Namen indes geändert.

Stellen Sie sich folgende Situation vor: Ein Pärchen sitzt in einem Cafe. Soweit noch nichts Besonderes. Das Pärchen beginnt sich zu küssen. Soweit noch nichts Besonderes. Eine Kellnerin erscheint und verbietet ihnen, auf Geheiß der Geschäftsführung, selbiges. Jetzt wird es besonders, denn sie haben sich weder sittenwidrig verhalten, noch sind sie

übereinander hergefallen. Der einzige »Fehler«, den sie gemacht haben, war der, demselben Geschlecht anzugehören. Karin ist heute noch wütend über die damalige »Vertreibung«: »Wir saßen ganz normal in einem Cafe, tranken beide etwas und küssten uns, als uns die Kellnerin auf Anweisung des Chefs darum bat, dies zu unterlassen. Wir waren frisch verliebt, verhielten uns aber nicht anders als heterosexuelle Paare, die ebenfalls in dem Lokal saßen und sich ab und zu küssten«, erzählt sie aus ihrer Erinnerung. Auch wenn man sie nicht dezidiert des Lokals verwiesen hat, empfanden Karin und ihre Partnerin dies als indirekten Rauswurf. Wie soll man es auch anders sehen, wenn man in der Öffentlichkeit in seiner persönlichen Freiheit eingeschränkt wird, nur weil man lesbisch ist. Dabei war das Cafe bekannt für sein studentisches Publikum, weswegen man eigentlich davon ausgehen könnte, dass dort sowohl homo- als auch heterosexuelle Paare akzeptiert und gern als Gäste gesehen wären. Dem war allerdings nicht so. Befragt nach dem Grund dieser Zurechtweisung, meinte der Besitzer damals im O-Ton: »Wir haben Lesben und Schwule nie hinausgeworfen, aber die sollen sich normal verhalten.« Aha, es ist also normal wenn sich heterosexuelle Paare in der Öffentlichkeit küssen, aber

anormal wenn Lesben oder Schwule dies tun. Leider entspricht diese Sichtweise einer, die er mit vielen anderen Menschen teilt. Sie wissen, dass es, no na, homosexuelle Menschen gibt, sind aber, ob unserer Präsenz im öffentlichen Raum, indigniert. Fühlen sich peinlich berührt, wenn wir uns in aller Öffentlichkeit 1:1 so verhalten wie Heterosexuelle. Sie tolerieren unsere Art zu leben und zu lieben grad mal so, halten sich dadurch vielleicht auch noch für weiß ich wie weltoffen, wünschen aber damit nicht im Alltag konfrontiert zu werden. Doch ist es gerade diese Haltung, die oftmals dazu führt, dass sich viele Lesben und Schwule nicht getrauen zu sich zu stehen und die dann darin gipfelt, dass es als normal angesehen wird, wenn homosexuelle Menschen nur weil sie sich wie ganz normale Liebespaare verhalten, aus Lokalen verwiesen und in der Öffentlichkeit schief angesehen werden. Es ist nicht Toleranz, die wir fordern, sondern Akzeptanz. Die Akzeptanz, so leben zu können, wie wir sind, ohne Repressalien oder schiefe Blicke ernten zu müssen. Um den Kreis zu schließen; eingangs schrieb ich, dass Menschen schon aus öffentlichen Räumen vertrieben wurden, weil ihr Erscheinungsbild nicht den gängigen Maßstäben entsprach. Doch wenn sich liebende Menschen, nur weil sie homosexuell



Saubere Linzerin
Kupfermuckn
Aktion F13

Freier Zugang zum öffentlichen Raum

sind, nicht den gängigen Maßstäben entsprechen, dann haben sich nicht diese Menschen den Maßstäben, sondern die Maßstäbe diesen Menschen anzupassen. *Gabi*

Ich sage was ich mir denke. Das hat mir schon viele Hausverbote eingebracht.

Ich bin zu ehrlich und sage zu oft, was ich mir denke. Das hat mir schon viele Hausverbote eingebracht. Zum Beispiel darf ich bei einem bekannten großen österreichischen Kleidergeschäft nicht mehr hineingehen und habe Hausverbot. Ich bin bei einer Protestaktion des Vereines VGT-Verein gegen Tierversuche (und ich glaube Verein »Vier Pfoten«) auf der Landstraße dabei gewesen, wo Videos mit Tierversuchen und Tierquälerei gezeigt wurden. Eine Frau kam aus dem Geschäft und regte sich über unseren Stand auf. Ich bekam Hausverbot und die Kupfermuckn darf ich auch vor dem Geschäft nur mehr eine halbe Stunde am Tag verkaufen. Ich habe vor 24 Jahren wegen einem schweren Motorradunfall und angeblichen psychischen Problemen meinen Führerschein unschuldig verloren. Seit dem kämpfe ich darum, dass ich wieder fahren darf. Im

Kuratorium für Verkehrssicherheit machte ich zweimal die psychologische Untersuchung und beide Male war sie negativ. Als ich mich aufregte und öfter beschwerte, bekam ich auch dort Hausverbot. Als ich wieder einmal hinging, riefen sie gleich die Polizei, aber ich bin sowieso gleich wieder gegangen. Auch bei der sozialen Sporteinrichtung »Pro Sport« habe ich Hausverbot, weil ich angeblich eine Betreuerin begrapscht hätte. Wenn ich fühle, dass ich unrecht behandelt werde, dann kann ich mich schon sehr aufregen, aber ich habe noch nie jemandem etwas getan. Aber da und dort darf ich halt nicht mehr hinein. *Anton*

Ich wurde drei Mal untersucht. Der zuständige Rudelführer gab mir Hausverbot.

In einem leicht angeheiterten Zustand, früh am Morgen, beschlossen mein Kumpel und ich zum Saturn im Linzer Passage-Einkaufshaus zu gehen. Frohen Gemüts schlenderten wir Richtung Stadt. Da wir sehr lustig unterwegs waren, erlaubte ich mir einen Spaß nach dem anderen, jedoch ohne jemanden zu beleidigen. Beim Saturn angekommen, glitten wir von einem Gang zum nächsten, um uns an

dem reichhaltigen Sortiment zu erfreuen, als mir auffiel, dass jemand mich ständig verfolgte und beobachtete. Da ich nicht vorhatte, etwas zu stehlen, war mir das auch eigentlich egal, aber es war trotzdem lästig. Nachdem wir einige Zeit dort verbrachten, wollte ich mir den nächsten Spaß erlauben. Ich zeigte voller Freude auf eine Person und sagte etwas laut »Ladendetektiv« zu ihm. Er war tatsächlich einer. Doch diese Art von Bloßstellung gefiel ihm gar nicht. Prompt wurde ich ins Büro gebeten. Dort angekommen, wurde ich gründlich auf gestohlene Ware untersucht. Während er mich von oben bis unten betastete, meinte ich, dass wenn er nichts fände, ich doch eventuell einen Kaffee haben könne. »Nein«, entgegnete er mir scharf. Sein Kollege sagte daraufhin: »Waun er nix ein´gesteckt hat, kriagt er scho an.« Ich wurde drei Mal untersucht. Der zuständige Rudelführer meinte, dass ich von nun an Hausverbot habe, da ich einen Ladendetektiv bloßgestellt habe. *Markus*

Alle Fotos: wh



www.F13.at

35 Jahre alt, katholisch, ledig, obdachlos

Die Linzer Nanni war eine berühmt berüchtigte Straßensängerin und Bettlerin



»Brandzinken« Günter bei seinen Recherchen zur Geschichte der Armut im OÖ Landesarchiv (Foto: Sonja)

Die Geschichte von der Linzer Nanni habe ich in den Akten des Kriminalrichters Karmayr aus Freistadt gefunden. Seit zwei Jahrzehnten beschäftige ich mich mit der Geschichte der Armut und sozial Ausgegrenzter. Ich möchte mit zwei Vorurteilen aufräumen: Erstens, dass früher eben nicht alles besser und schöner war. Zweitens, dass früher mit den Bettlern und sozialen Außenseitern ebenso oder sogar noch grausamer umgegangen wurde als heute.

»Diese Weibsperson ...«

Am 22. Oktober 1826 wurde die Linzer Nanni aus dem Linzer Strafhaus mit folgender Personenbeschreibung an das Landgericht der Stadt Freistadt abgeschoben. Tauf- und Zuname: Katherina Ringlin, fälschlich Katherina und Josefa Rosenauer, Anna Maria Salzburger, Theresia Berger, Anna Maria Graf, Klara Söldnerin, gemein die große Salzburger, Linzer und Grazer Nanni. Diese Frau war 35 Jahre alt, katholisch, ledig, über ihren Geburtsort konnte sie keine Angaben machen. Vermutlich war sie die Tochter eines k.k. Corporals. Damals war es bei Soldatenkindern normal, dass

sie weder die Eltern, noch den Geburtsort und auch keine Geburtszeit angeben konnten. Sie hat sich ihre Namen je nach Bedarf zugelegt. In Freistadt war sie als die »Linzer Nanni« bekannt. Sie war obdachlos, die Strafhausverwaltung schrieb im Entlassungsbericht: Diese Weibsperson wandert seit ihrer frühesten Jugend in allen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates bestimmungslos herum. Hatte nie einen längeren Aufenthalt als über Nacht. Im Laufe ihres bisherigen Lebens konnte die Linzer Nanni mit zehn Arresten der k.k. Monarchie Bekanntschaft machen. Die Verbrechen: »Mitschuld am Verbrechen des Betrug und Teilnahme an Verbrechen des Diebstahls und schwere Polizei Übertretung.«

Betteln ohne Armenzeugnis

Unter »schwere Polizei Übertretung« verstand man damals liederliche Lebensweise, Störung der öffentlichen Ordnung (die Linzer Nanni war eine berühmt – berüchtigte Straßensängerin), Müßiggang und Betteln ohne Armenzeugnis. Diese Armenzeugnisse, von den Vaganten »Boveril« genannt, wurde von den Gemeinde – oder Pfarrämtern erteilt, und er-

laubte armen Menschen das Betteln in den zuständigen Bezirken. Die Strafe selbst und ihre Dauer: Schwerer Kerker durch sieben Monate. Ihr Betragen im Strafhaus wurde von der Verwaltung als »ohntadelhaft« bezeichnet. Wegen wiederholter Rückfälligkeit gab es keine Begnadigung und sie musste ihre Strafe bis zum letzten Tag abbüßen. Was mit ihr nach ihrer Entlassung geschah? Darauf konnte die Linzer Strafhausleitung keine Angaben machen und begnügte sich mit einer »O«. In Worten Null. Tag der Entlassung: Der 12. Oktober 1826. K.k. Strafhausverwaltung Linz den 22. Oktober 1826. Warum die Linzer Nanni nach Freistadt überstellt wurde, geht aus den Akten nicht hervor. Ihr wurde vom Magistrat eine Arbeitsstelle als Strickerin zugeteilt und sie konnte sich innerhalb der Stadt frei bewegen. Sie stand aber unter Polizeiaufsicht.

Umfangreiches Sündenregister

Am 5. März 1827 ersuchte sie den Landgerichtsdieners Peter Müllner, um halb vier Uhr Früh, zur Osterbeichte nach Grünbach gehen zu dürfen. Dieser erlaubte ihr, diese Beichte verrichten zu dürfen, mit der Anmerkung, dass sie sobald wie möglich nach Hause kommen solle. Warum sie ausgerechnet im Nachbarort Grünbach beichten wollte, geht aus dem Akt auch nicht hervor. Ihr Sündenregister dürfte aber ziemlich umfangreich gewesen sein, weil sie angeblich erst um halb Vier Uhr Nachmittags zurückkam. Den Beichtzettel hatte sie verloren. Als Peter Müllner am Abend von einer Dienstreise zurückkam erzählte ihm seine Frau, dass die Linzer Nanni fort gegangen sei, nach ihrem Versprechen aber bis 6:00 Uhr wieder zurück kommen werde. Der Gerichtsdieners schreibt in seinen Bericht: »Da sie aber über die gehörige Zeit ausblieb, so beeiferte ich mich, sie aufzusuchen. Aber die Sucherei war vergebens. Ich konnte sie nirgends auffinden und nur erfahren, dass sie mit einer kleinen jungen Weibsperson um halb 6:00 Uhr abends gegen Neumarkt gehen gesehen worden sei. *Brandzinken Günter*

»Der Staat ist der größte Zuhälter«

2. Juni: Der Internationale Hurentag

Anlässlich des Schwerpunktes »Das älteste Gewerbe der Welt« in der Märzausgabe der Kupfermuckn will Luzenir Caixeta vom Verein Maiz - Autonomes Zentrum von und für Migrantinnen in Linz - auf den Welthurentag aufmerksam machen.

Unter diesem Motto besetzten am 2. Juni 1975 rund 150 Sexarbeiterinnen die Kirche Saint-Nizier in Lyon, Frankreich. Die Frauen wollten auf ihre prekäre Situation aufmerksam machen und mit dem Thema die Öffentlichkeit erreichen. Die Zahl der TeilnehmerInnen stieg in den darauf folgenden Tagen immer mehr, bis am 10. Juni 1975 die Besetzung von der Polizei mit Gewalt beendet wurde.

Als Aktionskollektiv wandten sich die SexarbeiterInnen gegen die staatliche Diskriminierung und gegen polizeiliche Repressionen, die vorgeblich dem Kampf gegen Zuhälterei dienen sollten: Ständige Kontrollen und Verhaftungen, Beleidigungen, Schikanen, unverhältnismäßige Strafen, willkürliche Steuerbescheide sowie Tatenlosigkeit der Polizei gegenüber Morden, Misshandlungen und anderen Formen von Gewalt gegen SexarbeiterInnen.

Only rights can stop the wrongs!

Wir gedenken diesen mutigen Frauen und stellen mit Empörung fest, dass sich die Situation nicht maßgeblich verändert hat. SexarbeiterInnen werden nach wie vor auf struktureller und rechtlicher, aber auch auf gesellschaftlicher Ebene diskriminiert und stigmatisiert. Staatlich instrumentalisierter Doppelmoral, Rechtslosigkeit und Menschenrechtsverletzungen sind an der Tagesordnung. Es soll hier nochmals mit Nachdruck betont werden, was von SexarbeiterInnen weltweit, heute wie damals zum Ausdruck gebracht wird: only rights can stop the wrongs! Darauf wies ich in der Kupfermuckn-Ausgabe vom März hin, in der die Zusammenfassung eines Interviews zum Gesetzesentwurf für ein OÖ Prostitutionsgesetz, das mit mir geführt wurde, abgedruckt wurde. Einerseits möchte ich mich dafür be-



danken, dass für die Position von maiz Platz eingeräumt wurde, da sich die mediale Berichterstattung meist auf Einzelschicksale fokussiert, ein stereotypes Bild von SexarbeiterInnen vermittelt und häufig das Problem der fehlenden Rechte ausspart. Personen, die sexuelle Dienstleistungen anbieten, werden gerne als »Opfer« von Zwang, Gewalt und/oder Strukturen dargestellt. Ihnen wird dadurch jegliche Selbstbestimmtheit abgesprochen und Sexarbeit oftmals mit »Zwangsprostitution« gleichgesetzt.

Genau aus diesem Grund möchte ich mich u.a. vom einleitenden Satz des Artikels distanzieren. Ich würde die Behauptung »Menschen verkaufen sich für Geld, oft unter Zwang oder aus blanker Not, aber auch aus Lust am Geschäft« so keines Falls unterschreiben, da sie sich ebenfalls in die oben skizzierte Darstellung von SexarbeiterInnen einreihet. SexarbeiterInnen verkaufen sich nicht, sie verkaufen sexuelle Dienstleistungen. In den meisten Fällen treffen die Frauen bewusste und rationale Entscheidungen, selbstverständlich auch aus ökonomischen Motiven heraus. Hauptsache: sie sind Agentinnen ihres Lebens!

Text: Luzenir Caixeta, Foto: hz

Gedanke einer Ex-Bordsteinschwalbe zum Hurentag

Warum heute in einem Nachtclub und generell in der Prostitution kaum noch Österreicherinnen arbeiten, hat mit dem Verfall der Preise begonnen. Die Leute werden eben ärmer und ich meine, auch ein weniger begüterter Mann soll sich eine Hure leisten können. Zu meiner aktiven Zeit haben oft drei, vier »Hokn« (Freier) genügt, dann hatte man genug Geld und konnte heim gehen. Heutzutage bei der großen Auswahl an Prostituierten, musst du schon fleißig sein, um etwas zu verdienen. Sehr gutes Aussehen ist immer gut, denn dann bist du das Zugpferd im Club und da wird auch mehr Geld verlangt. Abliefern muss man in einem Sexclub nur die Beträge, die alle anderen auch leisten müssen (Zimmer, Sèparee, Getränkeprozente). Irgendwie ist es wie am Fließband. Obwohl zu meiner Zeit in dem Milieu sehr viel Kohle zu machen war, ist es mir heute lieber, mit normaler Arbeit mein Geld zu verdienen, denn angenehm ist der Job wirklich nicht. Lilli



Gestohlene Kindheit

Das intime Portrait einer schwer misshandelten jungen Frau, die in ihre Seele blicken lässt

Sie ist jung, schüchtern, angespannt. Ihr blasses Gesicht wirkt emotionslos. Ihre Haare hat sie an den Seiten geschoren und in der Mitte zu einem Irokesen-Schnitt mit neongrüner Färbung aufgestylt. »Zum Schutz«, sagt Petra (der Name wurde geändert), denn so halte sie die Leute auf Distanz zu ihr. Die Wurzeln ihres tiefen Misstrauens Menschen gegenüber sind in ihrer unvorstellbar grauenvollen Kindheit zu finden. Jahrelang schwieg sie, aus Scham, Angst und Schuldgefühlen. Nun erzählt sie von den Übergriffen und Foltern, denen sie ohnmächtig ausgeliefert war. Sie durfte nämlich keine unbeschwerte Kindheit erleben. Sehnsüchte hatten keine Zeit zum Reifen. Es sind dürre aber schonungslose Worte, mit denen die heute 19-Jährige mit ihrer Vergangenheit abrechnet.

Bei der ersten Begegnung mit Petra sagt sie: »Ich will das nur erzählen, damit alle vernachlässigten Kinder sehen, dass man Misshandlungen überleben kann. Ich bin eine Überlebende.« Petras Martyrium begann 1992, als sie in Wels das Licht der Welt erblickte. Sie erlebte von Kindesbeinen an höllische Qualen durch ihren gewalttätigen Vater. Es fing an mit Faustschläge auf ihren Kopf. Später waren es Pfannen und Kochtöpfen, die mit voller Wucht auf das Kind einschlugen und bis heute Dellen an sämtlichen Kopfstellen hinterlassen haben. Sichtbare Narben einer grauenvollen Vergangenheit. »Die unsichtbaren Narben«, so Petra, die stückchenweise ihre Seele ruinierten, seien aber noch viel schlimmer. Petra war erst drei Jahre alt, als ihr »Erzeuger«, wie sie ihn nennt, schließlich begann, Besitz von ihrem Körper und ihrer Seele zu ergreifen. »Über Jahre hin-

weg raubte er meinen Körper und meine Seele. Er zwang mich meistens in der Badewanne zu sexuellen Handlungen. Ich war jahrelang sein Spielzeug«, sagt Petra mit verzerrtem Gesichtsausdruck. Niemand griff ein. Ihr Leben war »die Hölle«. Es gab keinen sicheren Ort. Nur stille Träume waren für sie ein gewaltfreies Refugium. Im realen Leben fühlte sie sich nackt, ausgeliefert. Ihre Mutter war damals schon schwere Alkoholikerin und drogenabhängig und ließ dem Tyrannen an ihrer Seite freie Hand. In einem Bericht einer Linzer Sozialeinrichtung kommen nun detailliert beschrieben erschütternde Berichte über sexuelle Übergriffe und Gewalttaten von damals ans Tageslicht. Darin steht unter anderem geschrieben: »Petra war alleine Zuhause. Der Kindsvater kam heim, schlug ihr mehrmals mit den Fäusten ins Gesicht und in den Ma-

gen- sowie Brustbereich. Nach der Gewalttat sprach er eine Morddrohung aus, wenn Petra über seine Taten rede.« Sie nahm in ernst, zweimal wurde sie von ihm sogar schon bis zur Bewusstlosigkeit verprügelt. Es fällt ihr schwer, über all das zu sprechen. Zu sehr kämen die schrecklichen Bilder und Gefühle von damals wieder hoch. »Es ist wie ein Horrorfilm ohne Ende«, sagt sie mit zittriger Stimme. Auch ihre Hände, die zu Fäusten geballt sind, zittern.

Mit Omas Tod starb die letzte Hoffnung

Sie nippt kurz am Glas, holt tief Luft und setzt fort: »Als ich sechs Jahre alt war, verschwand meine Mutter.« »Deine Mama ist tot«, wurde ihr eingeredet. Petra aber wollte das nie glauben. Ein Gefühl sagte ihr, dass ihre Mutter noch am Leben sei. Viele Jahre später stellte sich heraus, dass sie Recht hatte. Nach dem Verschwinden der Mutter durfte Petra zwei Jahre zu ihrer Großmutter ziehen. Dort erlebte sie zum ersten Mal in ihrem Leben den »Himmel auf Erden«. Sie erinnert sich: »Gelbe und rote Rosen säumten den Weg zu Omas Haus. Dahinter war ein Garten mit Apfel-, Birn- und Zwetschkenbäumen.« Wenn Petra von ihrer Oma spricht, bekommen ihre Augen ein magisches Funkeln. »Oma war der liebste Mensch, der mir im Leben begegnet ist. Sie war etwas pummelig, zärtlich und einfühlsam.« Jedes Mal vor dem Einschlafen«, erinnert sich Petra weiter, fuhr sie durch ihre Haare und sagte: »Damit du schöne Träume hast, mein Engel.« Petra hatte sie »furchtbar lieb«. Es war ein Schock, als ihr das Liebste vom Schicksal jäh genommen wurde. Oma starb an einem Herz- und Lungeninfarkt. Petra war erst acht Jahre alt. »Als ich das erfuhr, brach ich ohnmächtig zusammen«, erzählt sie. Mit Omas Tod, starb auch die letzte Hoffnung auf ein wohlbehütetes, gewaltfreies Leben.

Selbstverletzung und Flucht

Petra kam zurück zum Vater. »Es war schlimmer als zuvor«, sagt sie. Schnell war sie wieder sexuellen Übergriffen und Misshandlungen ausgeliefert. Zwischen ihrem achten und 13. Lebensjahr lebte sie wieder bei ihrem Peiniger. Zu dieser Zeit gab es mehrere Ausbruchversuche. Auf der Straße wurde sie jedes Mal von der Polizei aufgeschnappt und in die Nervenklinik Wagner-Jauregg gebracht: »Wenn ich heim muss, bringe ich mich um«, drohte sie den Beamten jedes Mal. Dort erholte sie sich zwar, erzählte aber nichts von ihrem alltäglichen Martyrium. »Die Tage waren dunkel und kalt«, resümiert Petra über die bittere Zeit nach diesen Aufenthalten. »Ich

hatte Angst, wollte weg, fand aber keinen wirklichen Ausweg«. Zu jener Zeit reagierte sie auf die Misshandlungen autoaggressiv. Petra verletzte sich selbst durch Ritzen. Ihre Wut kanalisierte sich nach innen, ihr seelisches Leiden blieb somit unentdeckt. Sie hüllte sich in Schweigen. Wann immer sie von den LehrerInnen auf ihre blauen Flecken angesprochen wurde, zog sie sich sofort zurück. »Mir glaubt sowieso keiner«, dachte sie damals. »Ich hatte auch Angst, er könnte mir etwas antun, wenn ich loslege«. Außerdem habe sie als Kind fürchterlich gestottert - ein weiterer Grund für sie, »nichts« zu sagen.

Drei Selbstmordversuche

Irgendwie aber wollte Petra auf ihr inneres Elend aufmerksam machen. Drei Selbstmordversuche im Alter von sieben, elf und 15 Jahren sieht sie heute als »verzweifelte Hilferufe ihrer Seele«. Den letzten hätte sie beinahe nicht überlebt. Mit 5,6 Promille kam sie damals in ein Linzer Krankenhaus, wo sie vier Mal wiederbelebt werden musste. Sie wurde am Südbahnhof in Wien regungslos am Boden liegend aufgefunden. Petra dazu: »Ich wollte mich mit Whisky, Wodka und Cola-Weißwein zuschütten und sterben.« Nach einem dreiwöchigen Aufenthalt in der geschlossenen Jugendabteilung des Wagner-Jauregg-Krankenhauses kam sie wieder zurück in ihre Welt des Grauens. Doch ein paar Tage später geschah ein kleines Wunder: Sie lauschte heimlich bei einem Telefongespräch ihres Vaters mit und erfuhr, dass ihre Mutter noch am Leben war. »Ich war total aufgewühlt, mein Herz pochte. Dann machte ich mich sofort auf die Suche.« Im Internet wurde sie fündig. Unter »herold.at« gab sie den vollständigen Namen ihrer Mutter, den sie bis dato nicht kannte, ein. Sie verkaufte ihr Mountainbike »weit unterm Preis«, damit sie sich das Zugticket leisten konnte. Als sie dann am 8. Mai 2006 um 16:50 Uhr vor der Tür stand, pochte Petras Herz bis zum Hals. Sie klingelte. Ihre Mutter öffnete. Nahezu fassungslos rang Petra nach Worten: »Mama«, sagte sie mit Tränen in den Augen. Dann, endlich, die lang ersehnte Umramung. Petra zog bei ihr ein und lernte ihre Mutter »neu« kennen. Auf die Frage nach dem »Warum« antwortete ihre Mutter: Sie sei überfordert gewesen, habe nach ihrem Fortgehen auf der Straße gelebt und bedauere dass sie nicht fähig war, ihr Kind zu beschützen. Während sie das sagte, wirkten ihre Augen müde. »In ihrem Gesicht las ich Angst und Traurigkeit«, erinnert sich Petra an dieses Gespräch. Allmählich erfuhr Petra dann die ganze Wahrheit. Verdrängter Schmerz wurde ans Licht gebracht. »Es ist schwer verdaulich«, sagt Petra

mit zittriger Stimme und versucht nun, von diesem düsteren Lebenskapitel abzulenken. Anfangs fühlte sie sich bei ihrer Mutter »gut aufgehoben«. Bald aber begann es zwischen den beiden zu kriseln. Ihre Mutter war noch immer alkohol- und drogenabhängig. Zu jener Zeit war Petra Gott sei Dank bereits in Betreuung. In einer Ausbildungsstätte für psychisch Beeinträchtigte erlernte sie Tischlertätigkeiten. Sie hatte aber große Probleme mit ihrem Umfeld und wurde von den anderen permanent gehänselt. Acht Wochen später kündigte sie. Kurz darauf verließ sie auch ihre Mutter nach einem heftigen Streit und einer »Watschn«, die sie von Mutters neuem Lebenspartner »übergezogen« bekam. »Wieder war ich auf mich allein gestellt«, sagt sie. Petra bekommt Obdach und Unterstützung in einer sozialen Einrichtung in Linz, wo sie nun in Sicherheit ist.

Haarstyling mit giftigem Grün als Schutz

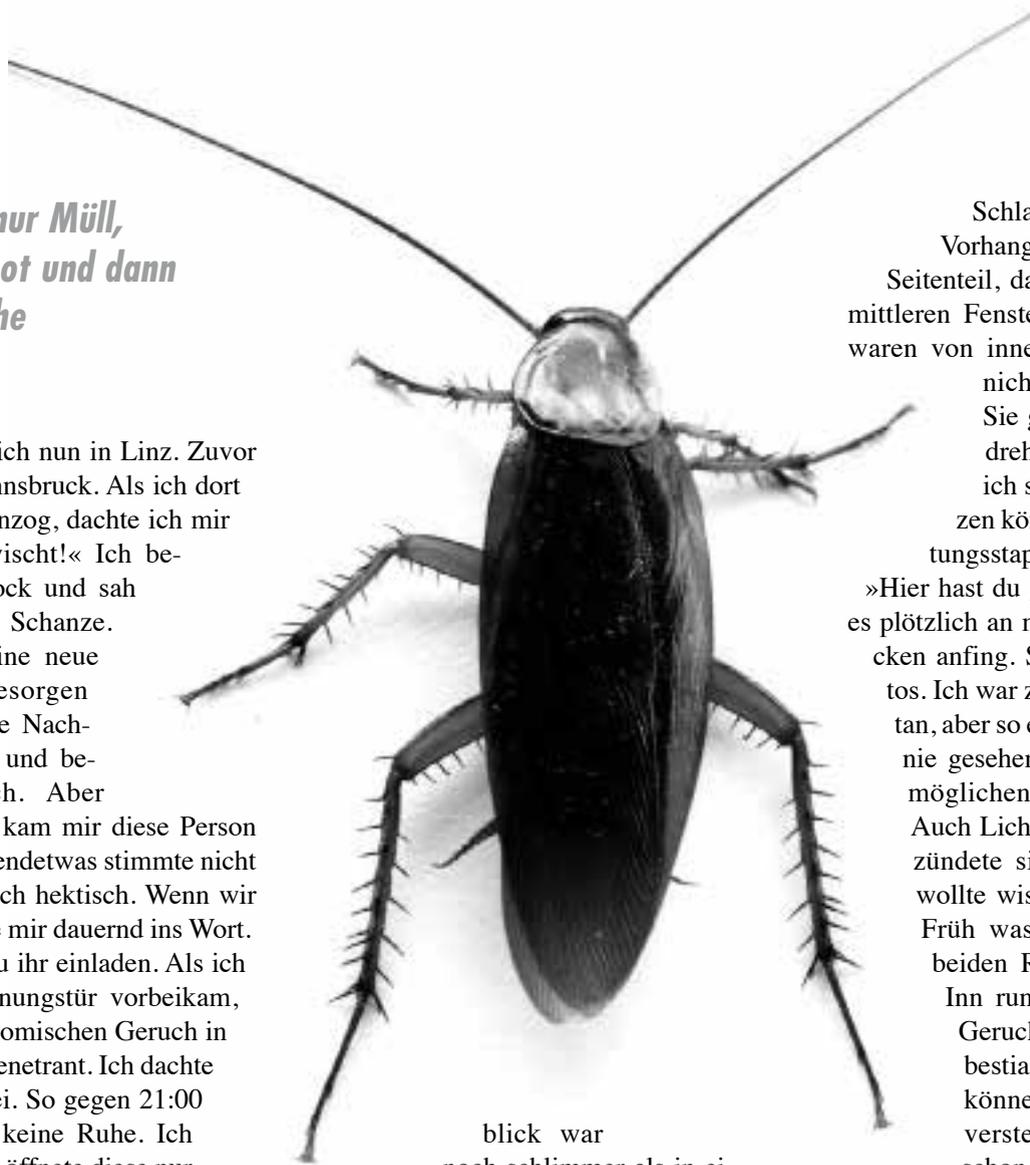
Seither nimmt Petra bei einem Antiaggressionstraining teil. Dort erlernt sie wichtige Verhaltens- und Überlebenstechniken. Wenn sie blitzartig Geschehnisse von damals - sogenannte »Flashbacks« - wieder erlebt, greift sie nun nach einem kleinen Ball, den sie immer bei sich trägt, und wirft ihn mit voller Wucht an die Wand. Ab und zu greift sie nach einem Blatt Papier, schreibt alles nieder, was sie aufregt und wirft es weg. Bei lang andauernden Flashbacks lege sie schützend die Arme um ihren Oberkörper und warte, bis das Schlimmste vorüber sei. Gesprächstherapien waren bisher erfolglos. »Ich bin noch zu jung, um alles aufzuarbeiten«, meint sie. Zur Zeit aber entdeckte sie ihre Stärken. Das zeige ihr, dass sie »doch nicht so deppat und behindert in der Birne« sei, wie es ihr jahrelang eingeredet wurde. Petra geht nun in die Offensive. Sie beginnt zu kämpfen. Will leben. Seit gut einem Jahr hat sie sich die Haare zu einem Irokesen-Schnitt aufgestylt. Die restlichen Haare sind kurz geschoren. Aus ihrer Tasche kramt sie ein Bild von sich aus früheren Zeiten hervor. »Auf dem Foto bin ich noch ein unscheinbares, verletztes Mädchen«, sagt sie leise. Das neue Haarstyling mit giftigem Grün werde nun alle möglichen Menschen von ihr fernhalten. »Weißt du«, sagt sie zum Schluss, »diese Missbrauchsgeschichte hat meiner Kindheit jeglichen Zauber genommen. Die Welt, die ich kenne, ist mir feindlich gesinnt.« In einer Videoaufzeichnung spricht sie über all das, was er ihr angetan hat. »Ich hoffe, dass es bald zu einer Gerichtsverhandlung kommt, und dass er eingesperrt wird. Im Gefängnis soll ihm das widerfahren, was er mir angetan hat.«
Foto und Text: dw

Kakerlaken, Milben, Maden, Flöhe, Wanzen...

Bei unliebsamen Hausgenossen hört für viele die Gemütlichkeit auf

Wo man hinsah, nur Müll, Spinnen, Katzenkot und dann dieser fürchterliche Gestank.

Seit 17 Jahren wohne ich nun in Linz. Zuvor lebte ich 19 Jahre in Innsbruck. Als ich dort in einen Wohnblock einzog, dachte ich mir »Ich habe es gut erwischt!« Ich bewohnte den ersten Stock und sah vor mir die Berg-Isel Schanze. Als ich dann für meine neue Wohnung etwas besorgen wollte, kam mir meine Nachbarin Isolde entgegen und begrüßte mich herzlich. Aber gleich von Anfang an kam mir diese Person etwas komisch vor. Irgendetwas stimmte nicht mit ihr. Sie war ziemlich hektisch. Wenn wir uns unterhielten fiel sie mir dauernd ins Wort. Sie wollte mich aber zu ihr einladen. Als ich Abends an ihrer Wohnungstür vorbeikam, hatte ich schon einen komischen Geruch in der Nase. So süßlich, penetrant. Ich dachte mir vorerst nichts dabei. So gegen 21:00 Uhr ließ es mir aber keine Ruhe. Ich klopfte an ihre Tür. Sie öffnete diese nur einen Spalt und bat mich, an einem anderen Tag zu kommen. Hinter ihrem Rücken sah ich einen circa eineinhalb Meter hohen Stapel Zeitungen und darüber, an der Decke waren Spinnweben. Solche großen Spinnweben kannte ich nur aus Horrorfilmen. Sie war auch komisch angezogen, wie ein indischer Fakir. Als ich zu nach Hause ging und mich hinlegte, hatte ich immer noch diesen grässlichen Geruch in meiner Nase. Ich dachte mir, morgen müsste ich der Sache genauer nachgehen. Am nächsten Tag kaufte ich mir in einem Möbelgeschäft preiswerte Möbel. Danach ließ es mir keine Ruhe. Ich klopfte wieder bei Isolde. Sie machte tatsächlich die Türe auf und sagte: »Komm rein.« Der erste An-



blick war noch schlimmer als in einem Horrorfilm. Wo man hinsah, nur Müll, Spinnen, Katzenkot und dann dieser fürchterliche Gestank. In der Badewanne, ein Berg schmutziger Wäsche. In der Dusche, ein Stapel alter Bücher und Besteck in großer Menge. Der Spiegel war durch die dicke Staubschicht kaum mehr zu sehen. »Wo bin ich da hingeraten«, dachte ich mir. Sie aber sagte, als hätte sie meine Gedanken erraten: »Dies ist mein Reich. Hier fühle ich mich wohl.« Wo ich hinschaute war aber nur Dreck und auch Ungeziefer. Sogar zwei Ratten huschten über meine Füße. In ihrem angeblichen Wohnzimmer stapelten sich leere Pizzakartons und Dreck über Dreck. Ich fragte sie, wo sie denn ihr Bett habe. »Im

Schlafzimmer«, antwortete sie. Die Vorhangschiene hatte nur mehr einen Seitenteil, das andere Ende hing bis zum mittleren Fensterrand herunter. Die Fenster waren von innen verklebt. Sie aber schien nichts zu stören. Im Gegenteil: Sie ging gelassen zum Radio und drehte klassische Musik auf. Als ich sie fragte, wohin ich mich setzen könne, deutete sie auf einen Zeitungsstapel hin und meinte lächelnd: »Hier hast du genug Platz.« Ich spürte, wie es plötzlich an meinem ganzen Körper zu jucken anfang. Sie zeigte mir ihre Jugendfotos. Ich war zwar von ihrem Charme angezogen, aber so eine Behausung habe ich noch nie gesehen. Ich fing an, mich an allen möglichen Körperstellen zu kratzen. Auch Licht hatte sie keines. Stattdessen zündete sie sämtliche Kerzen an. Ich wollte wissen, wo sie sich denn in der Früh wasche. »Ich gehe mit meinen beiden Ratten auf der Schulter zum Inn runter«, war ihre Antwort. Der Geruch wurde unerträglich und so bestialisch, fast hätte man glauben können, dass irgendwo im Raum versteckt eine Leiche liegt, die schon längst am Verwesen war. Und wo man hinsah, es krabbelte und fleuchte allerhand Ungeziefer an mir vorbei. Die zwei Katzen, die sie zudem besaß, konnten nicht mehr auf das Katzenklo, da dieses bis oben mit Fäkalien zugedeckt war. Ich fragte: »Wie hältst du das hier aus?« »Man gewöhnt sich dran«, meinte sie. Wir gingen in ihre Küche. Auf der Herdplatte standen Essensreste in einem Topf, die schon mit einer dicken Schimmelschicht überzogen waren. Ich hielt meinen Atem an, es schnürte mir die Atemwege zu. Dann musste ich flüchten. Nie wieder betrat ich ihre Wohnung. Noch heute brauche ich nur an Isolde zu denken, und schon spüre ich wieder diesen grässlichen Geruch in der Nase. Pfuui Teufel. *Gerald*

Flöhe, Wanzen, Hausmilben und Scabies sind im Vormarsch

Ich kann von mir behaupten, tierliebend zu sein. Nur hört sich bei mir die große Liebe auf, wenn es sich hierbei um winzige, beißende und juckende Quälgeister handelt, die schlussendlich die Gesundheit gefährden. Mangelnde Hygiene, sowie Tiere wie zum Beispiel Ratten entvölkerten früher ganze Landstriche. Der schwarze Tod wütete unter anderem auch in Europa, verursacht von Bakterien und Ungeziefer, welche auf die Menschen übertragen wurden. In der Barock- und Rokokozeit verstand man unter Körperpflege das Tragen von Perücken. Ideale Nistplätze für allerlei Getier. In den letzten Jahren glaubte man, solche Erscheinungen im Griff zu haben. Weit gefehlt. Flöhe, Wanzen, Hausmilben und Scabies (»Krätze«) sind im Vormarsch. Menschenansammlungen etwa in Schulen oder Kindergärten sind ideale Orte der Begegnung mit diesen lästigen Zeitgenossen. Also, wenn es mal juckt, sollte man sich nicht dafür genieren. Eine Geschichte aus meiner Kindheit in den 50er Jahren ist mir noch in bleibender Erinnerung: Damals erzählten mir die Erwachsenen, dass die Roma und Sinti und BürgerInnen aus dem Osten Europas von Ungeziefer und Wanzen befallen seien. So ganz glaubte ich dieser Theorie nie. Erst in meiner späteren Jugendzeit wurde mir bewusst, dass diese Ansichten noch Relikte aus der nationalsozialistischen Ära waren. Damals wurden diese kleinen Quälgeister aus der Insektenwelt für die Nazi-propaganda missbraucht. »Nur Unmenschen wie diese Volksgruppen«, so hieß es, seien Schuld an deren Verbreitung. Und heute? Mit der Öffnung der Grenzen lebt diese Mär leider wieder auf. Kein gutes Zeichen in unserer angeblich so fortschrittlichen, so menschlich, sozialen Gesellschaft. *Georg*

»Da ich mich schämte, einen Kammerjäger zu rufen, kaufte ich am nächsten Tag sofort ein Spezialmittel gegen Kakerlaken.«

In Amerika mögen sie zu den Haustieren gehören, aber bis vor zwanzig Jahren war mir dieses Getier nicht einmal namentlich bekannt. Eines Abends, als mein Sohn Rene in die Küche ging, fing er plötzlich an zu schreien: »Mama, schnell komm her, ein großer Käfer!« Ich ließ mir zu lange Zeit, denn als ich in die Küche kam, war der Käfer schon weg. Rene ging wieder ins Bett. Als ich eine Weile später in die Küche ging und das Licht

anmachte, sah ich sie schließlich auch - zwei solcher grauslicher und wahnsinnig schnellen Viecher. Ich erzählte das sofort meinem Mann. Dieser meinte grinsend: »Aha, haben wir etwa Mitbewohner?« Ich wollte wissen, was er damit meine. »Naja, Kakerlaken eben.« Er musste mir zuerst erklären, was das ist, da ich dieses Getier bis dato nicht kannte. Als ich nun wusste, woher sie kamen, stellte es mir alle Haare auf. Ich flippte aus, schrie herum und konnte nicht verstehen, dass gerade bei uns solche Tiere herum schwirrten. Er zeigte auf die Wohnungstür nebenan. Wir wohnten dazumals noch in der Derfflingerstraße. Bei den Nachbarn war der Türspalt circa 1cm weit offen. »Von da kommen sie rein zu uns«, sagte Fredl. »Was glaubst du, wieviele ich bereits am Gang gefunden habe?«, fügte er noch hinzu. Es war also nur eine Frage der Zeit, bis auch bei uns welche auftauchen würden. Da ich mich schämte, einen Kammerjäger zu rufen, kaufte ich am nächsten Tag sofort ein Spezialmittel gegen Kakerlaken. Sie hielten sich an warmen Stellen auf, hinterm Kühlschrank und hinterm E-Herd. Ich sagte ihnen den Kampf an. Drei Tage dauerte es, aber ich konnte sie vernichten. Seither habe ich Gott sei Dank nie wieder so ein Getier in unserer Wohnung gesehen. *Lilli*

Sie beförderte mit einer Pinzette vorsichtig madenähnliche Würmer zutage

In meiner Jugend arbeitete ich längere Zeit im Burgenland auf einem Bauernhof, um mir etwas Geld dazu zu verdienen. Ein paar Kollegen und ich hatten auch im Heustadl Arbeiten zu verrichten. Eines Tages verspürte ich beim Duschen einen sehr starken Juckreiz am ganzen Körper. Es juckte furchtbar. Es waren Flöhe. Diese Flöhe und/oder Heuläuse waren eine echte Qual für mich. Tags darauf entdeckte ich schließlich eine rote offene Stelle auf meiner Brust. Ich bat meine Großmutter, sich die Entzündung einmal näher anzusehen, und siehe da, schon nach kurzer Zeit förderte sie mit einer Pinzette vorsichtig drei madenähnliche Würmer zutage. Scheußliche Biester. Daraufhin fragte sie mich, ob ich im Heu gewesen sei, was ich bejahte. Ich erzählte ihr auch vom starken Juckreiz nach der Arbeit. Sie verheizte sofort mein ganzes Gewand, das ich im Heustadl anhatte, um der Plage Einhalt zu gebieten. Ich selbst hatte noch fast ein Jahr mit dem Ungeziefer und seinen Nachwirkungen zu kämpfen, immer wieder biss mich etwas und verursachte kleine Pusteln überall auf meinem Körper. Ich bin froh, dass dies bereits lange zurück liegt! *Erich*

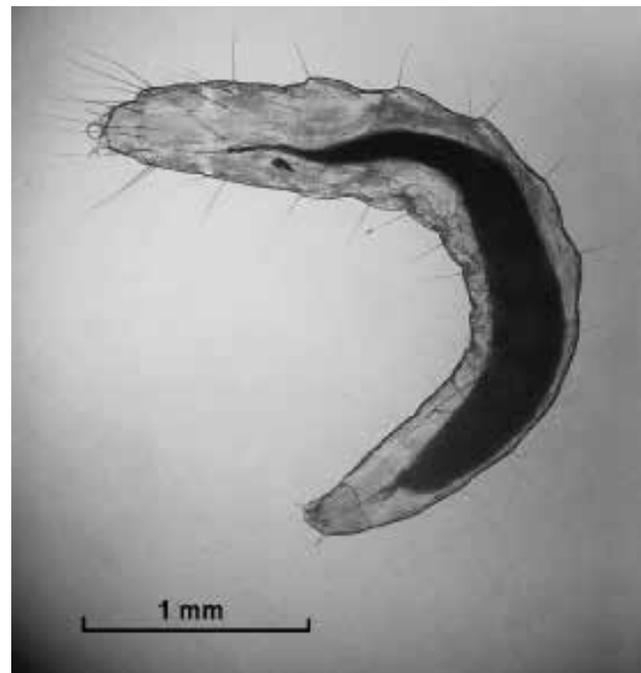
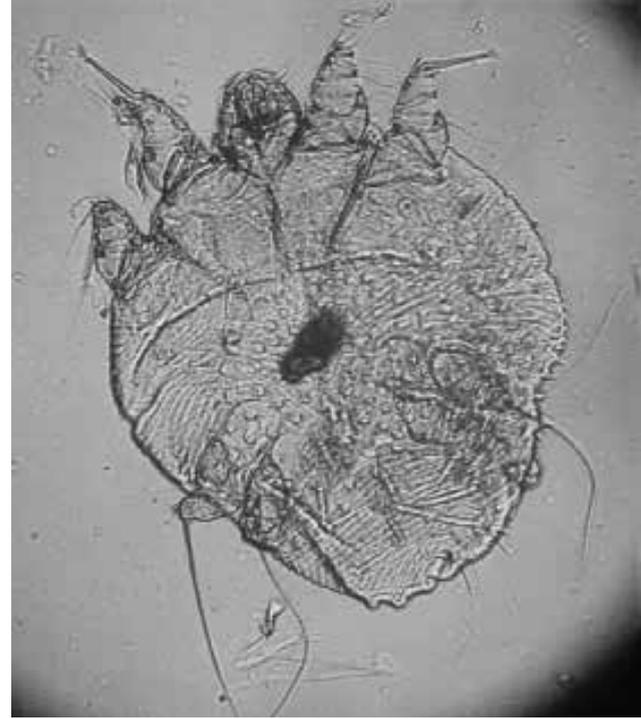


Foto Seite 16: Schabe, Urheber: João Estêvão A. Freitas; Foto oben: Weibliche Räummilbe, Urheber: Kalumet; Foto Mitte: Rostmilbe unter dem Rasterelektronenmikroskop, Urheber: Erbe, Pooley; USDA, ARS, EMU; Foto unten: Flohlarve, Urheber: Kalumet. Alle Fotos entstammen Wikipedia, der freien Enzyklopädie (<http://de.wikipedia.org/>).



Wer mit sich allein ist....

.... ist mitunter in schlechter Gesellschaft

Gehe meine eigenen Wege

Als ich am 4. Dezember 1945 in Raab OÖ als jüngstes von fünf Kindern geboren wurde, waren nicht nur meine Eltern arme Leute. Wegen dem Nazi-Terror und der Geldentwertung nach dem Krieg mussten sie »wie die Rösser tschinälln«, damit sie von ihrem Betrieb, eine Schlosserei und eine kleine Eisenhandlung, genug verdienten, um bescheiden leben zu können. Als kleiner Bub stand ich meinen Eltern, den wesentlich älteren Geschwistern und den Gehilfen meines Vaters überall im Weg. Kaum erschien ich in der Werkstatt oder im Geschäft, wurde ich schon wieder vertrieben. Ich war unerwünscht. Diese Kindheitserlebnisse haben mich geprägt. In der Schule war

ich ein Einzelgänger, die Lehrer mein Feindbild. Die vier Klassen Hauptschule habe ich mit Nachprüfungen überlebt. Weil es keinen Lehrplatz gab, bei welchem ich es länger als ein halbes Jahr aushielt, konnte von Berufsausbildung keine Rede sein. Den Präsenzdienst beendete ich 1965 auf der »Schanzlalm« (Landesgerichtliches Gefangenenhaus) in Salzburg. Was immer mir von den Vorgesetzten und Obrigkeiten, egal ob weltlich oder kirchlich, befohlen und empfohlen wurde, solange ich es nicht selbst wollte, habe ich den Gehorsam verweigert. Meine Liebesbeziehungen waren nie von langer Dauer. Ich bin heute noch ein Junggeselle, der keine Kinder gezeugt, kein Haus gebaut und seit dreißig Jahren ohne eigenes Auto unterwegs ist. Dafür

habe ich keine Schulden und ich wage die Behauptung, dass ich sogar gegen Werbung immun bin. Egal, ob es künstlerische Gestaltung, Sport oder andere Lebensbereiche waren, ich bin immer meine eigenen Wege gegangen und habe die »Obergneisser gjodlt« (die »Allwissenden ignoriert«). Bei dieser Lebenseinstellung ist Einsamkeit, auch wenn sie manchmal weh tut, unvermeidlich. Ich bin oft stunden- und tagelang allein in meiner Bude. Diese Zeit ist mit schöpferischer Arbeit erfüllt. Dann mache ich genau das, was ich für richtig halte. Ich bin an »oltrisch Kinireimer« (ein »alter Einzelgänger«) und »kraut mein eigisch Duders« (»gehe meine eigenen Wege«). Diese, und viele andere Sprüche aus der alten Vagantensprache habe ich in einer meiner »kienign Fitzli« (»einsamen Stunden«) geschrieben. *Brandzinken Günter*

Kaum mehr Lust zu etwas

Ich war die letzten vier Jahre viel allein, da sich damals meine Lebensgefährtin von mir trennte. Mit unserer gemeinsamen Tochter habe ich auch seit zwei Jahren keinen Kontakt mehr, weil die Eltern der Mutter das absolut nicht wollen. In diesen vier Jahren konnte ich zwar meist machen was ich wollte, aber ich hatte kaum Lust, etwas zu tun. Ich glaube, dass Einsamkeit krank machen kann, da sie einem einfach viel Antrieb nimmt. Niemanden zum Reden zu haben war auch oft schwer, genauso wie die Leere in der eigenen Wohnung. Vor ein paar Monaten lernte ich nun Margit kennen, die meine Einsamkeit beenden sollte. Zu Anfang war die Umstellung noch stark spürbar für mich. Jetzt gewöhne ich mich wieder langsam an einen festen Lebenspartner. Ich hoffe, meine Einsamkeit diesmal wirklich überwunden zu haben. Ich bin sehr glücklich in meiner jetzigen Beziehung! *Erich*

Es war erdrückend

Nach meiner Scheidung genoss ich es, in meine Wohnung zu kommen, ohne das meine Frau nervte. Ich konnte tun und lassen was ich wollte, mit dem Nachteil, dass ich den Haushalt allein machen musste. Doch daran gewöhnte ich mich bald. Hauptsache, ich hatte meine Ruhe. Die Wohnung war fast 90m² groß. Nach einigen Wochen wurde es dann aber doch ziemlich einsam. Um dieser Einsamkeit zu entfliehen, war ich des öfteren nach der Arbeit in meinem damaligen Stammlokal und trank mein Bier. Wenn ich zu viel getrunken hatte, ließ ich mein Auto stehen und ging zu Fuß nach Hause. Doch auch da überkam mich oft die Einsamkeit. Ich fuhr für einige Tage an den Neusiedlersee, um der Ein-

samkeit zu entkommen. Doch auch das klappte nicht wirklich. Ich mischte mich unters Volk, doch abends war ich wieder alleine. Mich erschien diese Einsamkeit zu erdrücken. Nach einem halben Jahr hielt ich es alleine nicht mehr aus und so versuchte ich es wieder mit einer Beziehung. Die Frau war nur tagsüber oder fallweise über Nacht bei mir. Nach drei Wochen war es wieder vorbei. Ich war beziehungs geschädigt, denn zwei weitere Versuche waren zum Scheitern verurteilt. Wieder diese Einsamkeit. Allein zu sein war die Hölle. Ich fühlte mich nicht mehr wohl, wollte die Wohnung und alles aufgeben, einfach abhauen und der Einsamkeit endgültig entfliehen. Ich kehrte oft widerwillig in die Wohnung zurück und dachte nur, du musst raus aus der Einsamkeit, sonst erdrückt sie dich und du bist ein Fall für die Klapsmühle. *Walter*

Suizidversuch als Hilfeschrei

Für mich gibt es kaum etwas Einsameres, als von Menschen umgeben zu sein, die sich nicht die Mühe machen, darüber nachzudenken, wie es mir wirklich geht! Ich spreche natürlich in erster Linie von eigenen Erfahrungen, mit denen ich viele Jahre nicht umgehen konnte. Ich versuchte es mit Alkohol, der mich zwar gesprächiger machte aber zur Folge hatte, dass mich niemand ernst nahm. Und letztendlich versuchte ich, durch Suizidversuche auf meine Einsamkeit und die dadurch entstandene Hilflosigkeit aufmerksam zu machen! Fazit war immer dasselbe: Zum einen hieß es: »Warum hast du denn nie gesagt, dass es dir nicht gut ging?« (Kostet mir heute nur ein müdes Lächeln, weil ich weiß wie es war und sich eigentlich nichts geändert hat, und zweitens die Meinung meiner Mitmenschen, die sie nie geäußert haben, die ich jedoch aus ihren Augen ablesen konnten: »Sie ist schwach. Sie kriegt ihr Leben nicht auf die Reihe!« Ich denke auch noch heute, dass sich niemals irgendwer darüber den Kopf zerbricht, was ich in meinem Leben geleistet habe, sondern mir nur meine Fehler aufgerechnet werden, die ich zweifellos begangen habe, da ich als Mensch auf diese Welt gekommen bin und oft genug mit Situationen konfrontiert wurde, auf die mich niemand vorbereitet hat. Ich habe in den letzten Jahren genug Bücher gelesen und bin zu dem Schluss gekommen, dass die Ursache von allen Erlebnissen nur bei mir liegt. Ich habe alles zugelassen, weil ich mir selbst nie wichtig war und mich eigentlich nie wirklich mochte. Heute weiß ich für mich selbst, dass ich ein guter Mensch bin. Ich mag mich endlich selber und höre noch immer gerne anderen Menschen zu. Das hilft mir, meine Vergangenheit und meine Probleme locker zu se-

hen, weil sie im Gegensatz zu vielen anderen wirklich klein sind. Einen guten Satz, der mich begleitet seit ich ihn gelesen habe, möchte ich euch weitergeben: »Wer mit sich selbst alleine ist, ist in schlechter Gesellschaft!« Wir bestimmen unser Leben mit unseren Gedanken und Träumen! Ich wünsche dir, dass du deine Wünsche visualisierst und sie in Erfüllung gehen, dann weicht das Wort Einsamkeit dem Wort »Miteinander«. *Angela*

»Ich erfror in einsamer, eisiger Kälte«

Einsamkeit bedeutet: Ausgehen zu können wann und wie lange man will. Und es bedeutet, man ist absolut beschissen dran. Und ich weiß wovon ich rede. Denn, auch wenn man einen großen Freundeskreis hat, Arbeitskollegen und Kolleginnen und ein familiäres Umfeld, kann man einsam sein. Denn was ist das Antonym zu »Einsamkeit«? »Zweisamkeit«. Ein Zustand nach dem sich doch alle Menschen mehr oder weniger sehnen. Zumindest mir ging es früher so. Egal wo man hinget, man sieht immer und überall verliebte Pärchen die Hand in Hand spazieren gehen und sich küssen. Meine Sehnsucht, dies endlich selbst mal erleben zu dürfen war unbeschreiblich. Die Sehnsucht nach einer geliebten Seele, einer Vertrauten. Zu erleben, dass jeglicher Versuch jemanden zu finden scheiterte war meinem Selbstwertgefühl auch nicht unbedingt zuträglich, und so begann ich auch an mir selbst zu zweifeln und zog mich seelisch immer mehr zurück. Ich vereinsamte. Nach außen hin war ich zwar eine gesellige Person aber innerlich war ich allein auf weiter Flur. Ich war gefangen hinter einer eisigen Nebelwand durch die ich verschwommen die Liebe und Zweisamkeit der Anderen beobachten durfte, die mir aber selbst zu erleben verwehrt blieb. Durfte heiße, brennende Liebe beobachten während ich selbst in einsamer, eisiger Kälte erfror. Na, ist doch eine gute Metapher für Einsamkeit, oder? Aber jetzt einmal genug der lyrischen Allegorien. Einsamkeit ist, wie ich mir Eingangs schon erlaubte zu erwähnen, absolut beschissen. Und verzeihen Sie mir meine etwas deftige Wortwahl, aber so ist es nun einmal. Inzwischen hat sich diese Situation auch bei mir zum Guten gewandelt, aber es dauerte viele Jahre in denen ich das Sprichwort: »Ein jeder Topf findet seinen Deckel« für absoluten Blödsinn hielt. Wie kann man auch daran glauben, wenn man lange Zeit tagtäglich erlebt, dass dem wohl doch nicht so ist? Wenn man erlebt, dass diese Deckelsuche verdammt lang dauern kann. Und vor allem wenn man gar keinen Deckel sucht, sondern einen zweiten Topf? *Name der Redaktion bekannt - Fotos: wh*

EINSAM



Viele können's leicht ertragen,
mich tut's aber fürchterlich plagen.
Hab meine Fehler längst bereut.
Ich hass' die Einsamkeit.

Da hilft weder Fernsehen, Musik noch Lesen,
wenn ich's noch hätt, nicht einmal Geld.
Ich hass' die ganze Welt.
Als junger Mensch hab ich gelacht,
wenn sich ein Alter Sorgen macht.

Bin selbst ein Suderant geworden,
wenn ich keine hätt, ich wünsch mir Sorgen.
Verstehe jeden, der ordentlich säuft
und vor einem solchen Leben davon läuft.

Großer Gott da oben.
Eigentlich sollte man Dich loben.
Aber warum soll ich's machen?
Ich hab ja auch Nichts zum Lachen.
Wenn ich nicht mehr bin auf Erden,
werd' ich mich persönlich bei Dir beschweren.

Hans

Aggression - mein täglicher Begleiter

Stefanies Heimkarriere in Deutschland und Österreich



Ich wurde als achttes Kind meiner Eltern in Augsburg geboren. Schon mit vier Jahren kam meine Mutter nicht mit mir zurecht, da ich am ADHS-Syndrom (Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktives-Syndrom) leide. Bei mir äußert sich das in Aggression, die ich auch oft an Menschen ausgelassen habe.

Vom vierten Lebensjahr an lebte ich in Heimen und das nie länger als ein dreiviertel Jahr im gleichen, weil die Heime mit mir nicht klargekommen sind und ich nicht mit ihnen. Wenn ich mich vor irgendetwas fürchtete, begann ich zu schreien und hörte stundenlang nicht mehr auf. Die Erzieher wollten mich beruhigen und wenn das nicht mit Worten ging, dann mit Gewalt. So landete ich immer wieder im Krankenhaus. Ich wurde auch oft ans Bett gefesselt, damit ich nicht um mich schlagen konnte. Dabei habe ich mich auch selbst verletzt. Viermal habe ich mir die Nase gebrochen. Das ging so lange bis ich im Alter von zehn Jahren aus dem Heim ausgerissen bin und mit dem Zug nach Berlin

fuhr. Ich konnte die erste Woche bei der Mutter eines Freundes wohnen, den ich aus einem Heim kannte.

Mit zehn Jahren auf der Straße

Dann habe ich mit meinen zehn Jahren in einem Abbruchhaus geschlafen. Unterags war ich in den U-Bahnstationen. Dort habe ich von den Fahrgästen Fahrscheine geschenkt bekommen, die ich dann weiter verkaufte. So hatte ich Geld fürs Essen. Ich war in Deutschland als vermisst ausgeschrieben. Man befürchtete sogar, dass ich entführt worden wäre. Ich habe dann meine Mutter angerufen und ihr gesagt, dass ich in Berlin bin und es mir gut geht. Sie meinte, ich solle sofort zurückkommen. Ich weigerte mich, weil ich nicht mehr ins Heim zurück wollte. Nach vier Monate wurde ich ohnmächtig in einer Gasse gefunden. Ich wurde von zwei Ausländern in die Gasse gezerrt und schrecklich misshandelt. Dann wurde ich in ein Frauenhaus gebracht, in dem auch junge Mäd-

chen Schutz fanden. Meine Mutter holte mich dann zu sich nach Hause. Nach zwei Wochen kam das Jugendamt und ich wurde wieder in ein anderes Heim gebracht, die auch einen Bauernhof betrieben. Dort hielt ich es endlich fast drei Jahre aus.

»Ich schlug meine Mutter bis sie sich nicht mehr bewegte.«

Mit 13 Jahren kam ich wieder zu meinen Eltern und wir zogen nach Österreich, weil mein Stiefvater in Braunau eine Arbeitsstelle fand. Meine Mutter wollte mich, weil es immer wieder Konflikte gab, wieder in ein Heim geben. Ich wurde derartig wütend, dass ich so lange auf sie einschlug, bis sie sich nicht mehr bewegte. Mein Stiefvater rief dann die Rettung. Ich wurde mit Handschellen von der Polizei ins Wagner Jauregg Krankenhaus gebracht. Dort blieb ich drei Monate, die Tabletten wurden verdreifacht und ich machte verschiedene Therapien. Von dort kam ich ins Waki, einen Zufluchtsort für Jugendliche in Krisensituationen. Ich bin aber immer wieder ausgerissen und habe in drei Monaten nur eine Woche dort geschlafen. Ich lebte lieber in Abbruchhäusern und auf der Straße als mit den Regeln, die es im Waki gibt. Früher habe ich sowieso alle Regeln abgelehnt, nur nicht die, die ich selbst aufgestellt habe. Ich war immer eine Einzelgängerin und habe mich allein durchgeschlagen. Die Bankomatkarte meiner Mutter ließ ich nach unserem Konflikt mitgehen. Erst nach einigen Monaten kam sie dahinter und ließ sie sperren. Aus dem Waki wurde ich dann rausgeworfen und ich musste ins UFO in die Jugendnotschlafstelle ziehen, da war ich 14 Jahre alt.

Dort gab es nur wenige Regeln, nur dass man keinen Alkohol und keine Drogen nehmen darf und das war für mich ok. Nach eineinhalb Wochen kam ich zum Projekt Wohnplatz und landete schließlich im Projekt Pinuù, eine WG für schwer erziehbare Jugendliche. Vorher war ich so gut wie nie in einer Schule, dort habe ich es zwei Jahre lang geschafft, jeden Tag zur Schule zu gehen. Hier blieb ich fast vier Jahre, bis ich mit 17 Jahren eine eigene betreute Wohnung bekam. Mit 15 Jahren kam ich aus der Schule und ins Projekt individuelle Wege zur Arbeit. Derzeit besuche ich den Kurs »Fit für den Arbeitsplatz«. Jetzt habe ich eine Arbeitsstelle bei Imas als Telefonistin in Aussicht und bin 18 Jahre alt.

»Ich möchte nur ein normales Leben führen.«

Meine Mutter sehe ich nur ein oder zweimal im Jahr, ich verkrafte es nicht, dass ich sie damals geschlagen habe. Seit zwei Jahren habe ich auf niemanden mehr hingeschlagen. Ich habe gelernt, mich mit Worten zu verteidigen und das kann ich eigentlich sehr gut. Meine Betreuerinnen haben sogar gemeint, dass ich Sozialarbeiterin werden sollte, weil ich mich immer für andere Menschen einsetze. Ich will mein Leben einfach auf die Reihe bekommen, ein einfaches normales Leben, mit Arbeit, Wohnung und Familie führen. Mit meiner Krankheit habe ich nun umzugehen gelernt. Früher hatte ich sie immer wieder verdrängt, dann passierte wieder etwas und ich wurde aggressiv. Der Vorfall mit meiner Mutter hat mich aber dazu gebracht zu sagen »Jetzt lerne ich es, damit um zu gehen«. *Text und Foto: hz*



Kegeln für Respekt und Toleranz

Zu einem fixen Termin im Jahreskreis der Straßenzeitung Kupfermuckn und des Vereines Soziales Wohnservice E37 in Wels hat sich das Kegeltturnier für die KlientInnen, die FreundInnen und GönnerInnen dieser Institutionen herausgemauert. Im Gasthaus »Zum stillen Zecher« konnte das Betreuungsteam des E37 unter Leitung von Petra Wimmer und Günter Spitzer unter anderem den Vorstandsvorsitzenden Wolf Dorner, die Welser Stadträtin Brigitte Lindlbauer mit ihrer charmanten Tochter Elke, den Seniorchef des Werbe- und Dekorunternehmens SPETA, Hartwig Speta, einigen Vertretern des Redaktionsteams der Kupfermuckn aus Linz und viele Freunde rund um das Betreuungsteam des Sozialvereins der

Arge begrüßen. Sogar der, durch Vorträge und Zeitungsberichte, in der Öffentlichkeit bekannt gewordene Jakobswegpilger und Kupfermucknverkäufer Johannes aus Linz nahm sich die Zeit, von Linz aus zu Fuß nach Wels (als Training für seinen nächsten bevorstehenden Marsch nach Venedig im Mai, wie er lachend erklärte) zu gehen. Die Damenrunde mit Stadträtin Lindlbauer verblüffte mit ihrer Leistung beim Kegeln die anwesenden Mannsbilder. Nach Verleihung der Preise in Form von Pokalen und Urkunden endete dieser Event bei einem Essen und gemütlichem Beieinandersein. Zumindest für einige Stunden vergaß so mancher Anwesende seine/ihre Alltagsorgen und seinen/ihren Kummer. *Georg*



Dunkelblau mit gelbem Schriftzug
in den Größen S, M, L, XL, XXL.

Kosten: EUR 12,- plus EUR 2,- Versandkosten

Bestellungen: kupfermuckn@arge-obdachlose.at
oder Tel. 0732/ 77080513

Kupfermuckn T-Shirts

So wohne ich!

Rene aus Linz



»Endlich eine eigene Wohnung«

Irgendwie kann ich es jetzt noch gar nicht glauben, wenn ich den Schlüssel ins Schloss stecke und eintrete, dass das meine Wohnung ist. Als ich noch bei Mama wohnte, musste ich nichts zahlen. Da war immer ein wenig Geld in meinem kleinen Tresor. Wenn ich nun am Monatsanfang etwas reinlege, passiert es durchaus, dass ich das Geld trotzdem für irgendetwas Wichtiges rausnehme und ausgabe. Mir ist bewusst, dass ich mir auf dem schnellsten Weg eine Arbeit suchen muss. Nur mit Notstandshilfe alleine, da dürfte ich nicht rauchen und eben auch fast nur Zuhause seine Zeit totschlagen, denn mit Fortgehen und unter Tags im Cafe oder Mc. Donalds herumhängen, das spielt es nicht. Ich will meine Wohnung behalten, meiner Mutter und Fredl sowie meinen Geschwistern zeigen, dass ich auch alleine ohne Hilfe zurecht komme. Wie gesagt, es geht. Doch Urlaub oder andere Vergnügen kann ich mir ohne Arbeit oder von dem, was man rechtlich dazu verdienen darf, natürlich nicht leisten. Es gilt nun schnellstens eine Arbeit zu suchen, die mir Spaß macht und wo der Verdienst halbwegs passt. Nur, weil ich so groß und hager bin, soll keiner glauben, dass ich nicht anpacken kann. Im Gegenteil: So schnell ist mir nichts zu minder, ich mache fast alles, denn auf meine erste eigene Wohnung bin ich so stolz, dass ich nun ein paar Jahre meines Lebens drinnen wohnen bleiben möchte. *(Text: Rene, Foto: vg)*



Verkäufer Martin im Portrait

Kannst du dich deinen LeserInnen kurz vorstellen?

Ich bin gebürtiger Kufsteiner und 39 Jahre alt. Seit 2005 bin ich psychisch krank, manisch depressiv. Jeden zweiten Mittwoch betreut mich eine Therapeutin und Ärztin. Mein jahrelanges Alkoholproblem habe ich Gott sei Dank überwunden.

Bist du obdachlos? Wo schläfst du?

Ich war zwei Jahre obdachlos. Damals habe ich in Innsbruck auf der Straße gelebt. Das war meine schlimmste Zeit. Besonders im Winter waren die Nächte lang und kalt. Ich hatte zum Glück ein paar Freunde. So konnte ich halbwegs überleben. Nun wohne ich mitten im Linzer Zentrum in einer betreuten Wohngemeinschaft vom Sozialverein Promente Plus. Zuerst war ich in Asten auch in einem betreuten Wohnprojekt.

Was machst du mit dem Kupfermuckngeld?

Ich kann mir mit dem Geld endlich CDs kaufen. Ich liebe Rockmusik. Meine absoluten Lieblingsbands sind ACDC und Nirwana. Und wenn dann noch Geld übrig bleibt, kaufe ich mir Lebensmittel.

Was erlebst du beim Verkauf?

Die Leute sind alle nett zu mir. Ab und zu bekomme ich einen zusätzlichen Euro als Trinkgeld. Der Bäcker um die Ecke gibt mir öfters Nusschnecken.

Was wünschst du dir für die Zukunft?

Eine Frau.



UNABHÄNGIG IST,
WER EIGENE WEGE
GEHT.

GERLINDE
KALTENBRUNNER
Profibergsteigerin

Mit Ihrer Spende für die Kupfermuckn schaffen Sie ein kleines Stück Unabhängigkeit: Kontonummer 10.635.100, BLZ 18600.

www.vkb-bank.at

VKB | BANK
ÖSTERREICH'S UNABHÄNGIGE BANK

„HIER SIND WIR
GERN ZUHAUS.“

Über 6000 zufriedene Kunden vertrauen auf unsere Erfahrung im Wohnbau.

Unsere Objekte finden Sie in ganz Oberösterreich. Rufen Sie uns an - wir beraten Sie gerne.

Familie
QUALITÄT ZUM LEBEN!

Gemeinnützige Wohnungs- und Siedlungsgenossenschaft in Linz

4020 Linz, Hasnerstraße 31

☎ (0732) 65 34 51

www.familie-linz.at

office@familie-linz.at



ARGE TRÖDLERLADEN

- ▶▶ Wohnräumungen - Auftragsannahme
Mo. bis Fr. 8-10 Uhr, Tel. 66 51 30
- ▶▶ Verkauf und Dauerflohmarkt
Trödlerladen, Lager Goethestraße 93, Linz
Öffnungszeiten: Di und Do. 10-17 Uhr,
Tel. 66 51 30
- ▶▶ Raritäten und Schmuckstücke
im Geschäft in der Bischofsstraße 7
Öffnungszeiten: Mo., Di., 10-16 Uhr,
Mi, Do. und Fr. 10-18 Uhr,
Samstag 10-13 Uhr,
Tel. 78 19 86

Kupfermuckn INFORMATION

Redaktions-sitzung

Mittwoch, 13 Uhr, Marienstr. 11 in Linz

Wir sind gastfreundlich! Wer mitarbeiten will, kommt einfach! Aber nicht jeder kann sofort Redakteur werden. Erst nach einem Monat Mittun als Gast, kann eine Aufnahme in die Redaktion beantragt werden.

Kupfermuckn-Abo!

Die Kupfermuckn ist eine Straßenzeitung und soll daher auch auf der Straße verkauft werden, damit die Straßenverkäufer und -verkäuferinnen etwas davon haben. Wer keine Möglichkeit hat, die Kupfermuckn auf der Straße zu erwerben, kann ein Abo bestellen. Tel.: 0732/77 08 05-13 (Montag bis Freitag: 9-12 Uhr)

Die nächste Ausgabe

der Kupfermuckn gibt's ab 04. Juli 2011 bei Ihrem/Ihrer Kupfermuckn-VerkäuferIn.

Verkäuferausweis

Kupfermuckn-Verkäuferausweis-Erkennungszeichen: Grün/schwarz, Farbfoto mit kleinem Stempel und eine Bestätigung der Stadt Linz auf der Rückseite.

Radio Kupfermuckn

Jeden vierten Mittwoch im Monat, 19 Uhr auf Radio FRO, 105,0 MHz. Wiederholung jeden vierten Donnerstag im Monat um 14 Uhr

Arge Theater Premiere

Donnerstag 15. September 2011, Gasthaus Alte Welt, Hauptplatz Linz

Spendenkonto

Kupfermuckn, VKB Bank, BLZ 18600,
Kontonr. 10.635.100



Achten Sie auf den Verkäuferausweis

Liebe Leserinnen und Leser! Bitte kaufen sie die Kupfermuckn ausschließlich bei VerkäufereInnen mit sichtbar getragenen Ausweis. Nur so können sie sicher sein, dass auch wirklich die Hälfte des Ertrages der Zielgruppe zugute kommt. Das sind Wohnungslose und Menschen die in Armut leben und ihren Lebensmittelpunkt in Oberösterreich haben.